



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Dom zu Köln

Ennen, Leonard

Köln [u.a.], 1871

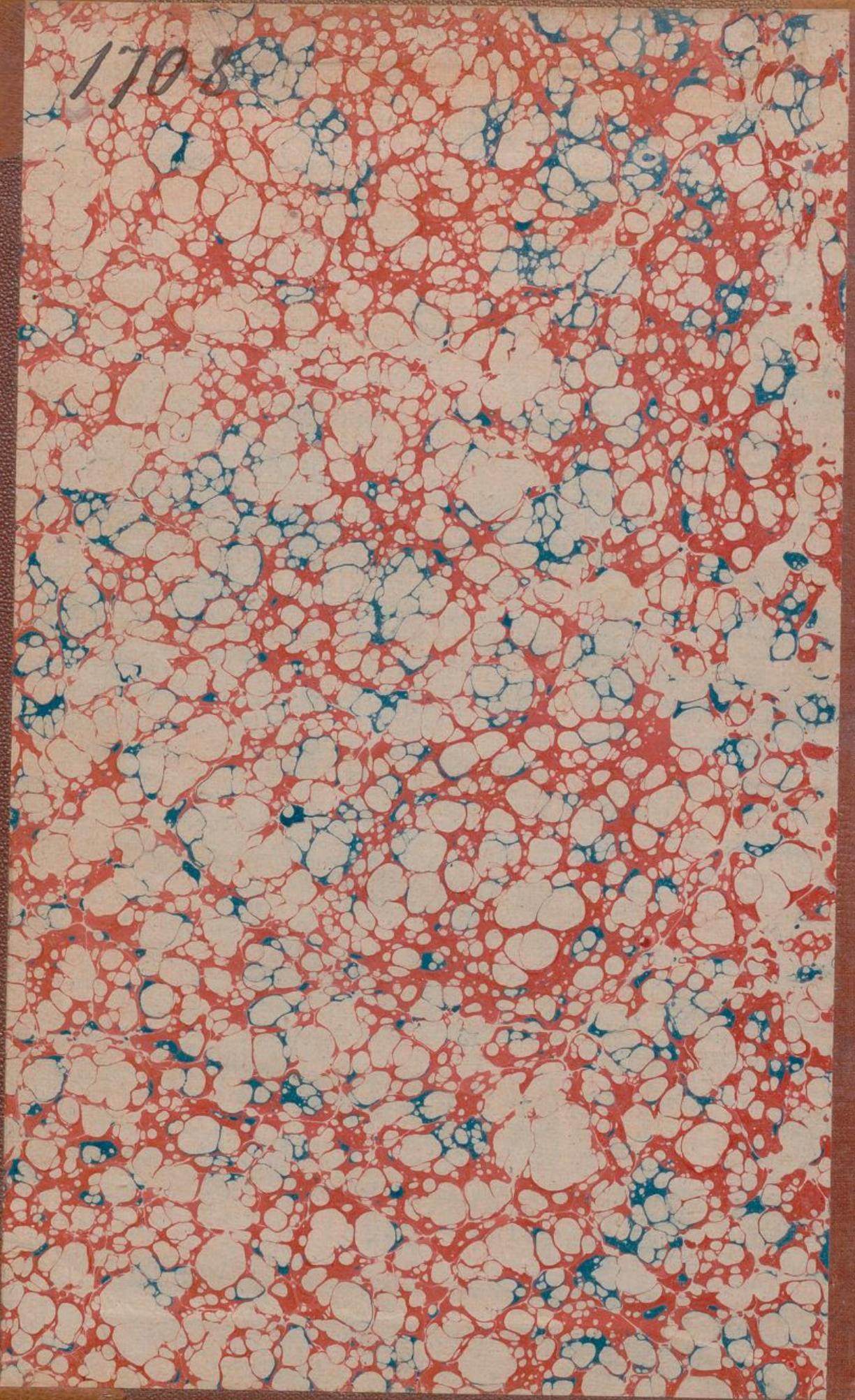
[urn:nbn:de:hbz:466:1-61697](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61697)

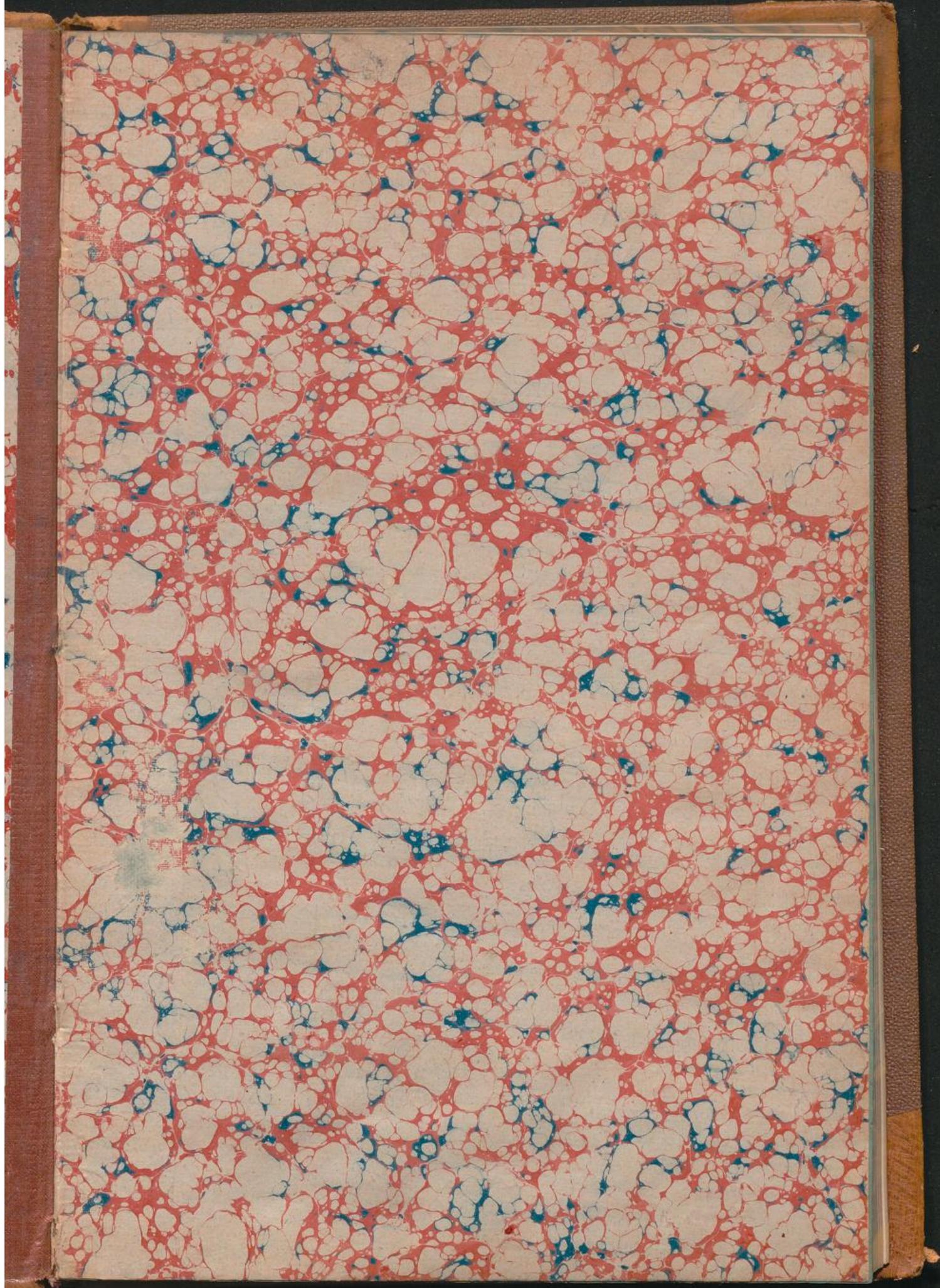
DER
DOM zu KÖLN.

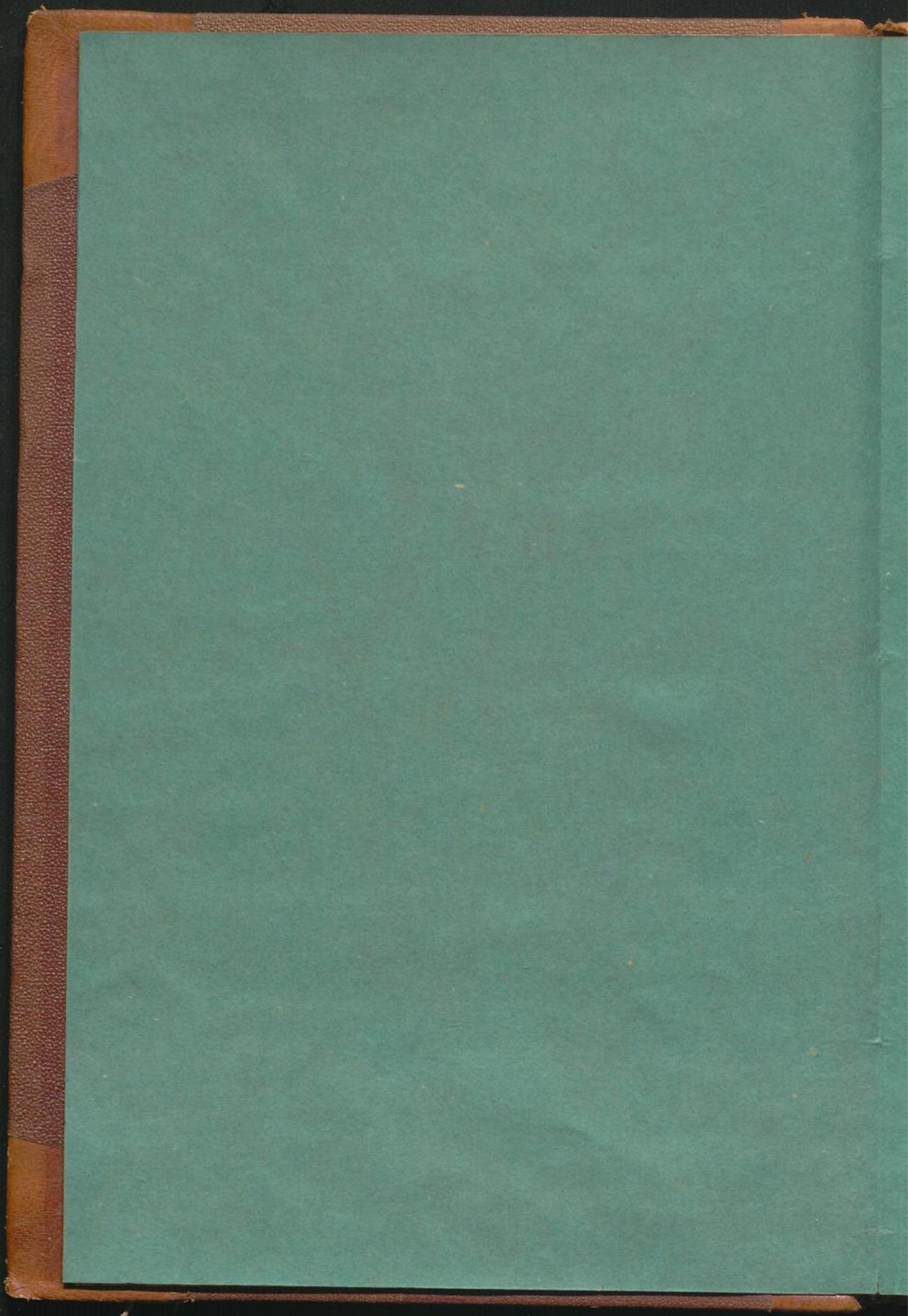
1842

WYB
1110
-2

1708







Handwritten signature or mark

~~1768~~

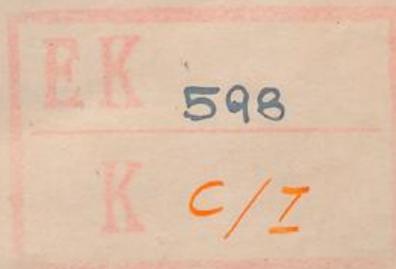
Der Dom zu Köln.

~~Q3~~
~~M~~
N 308

06

W4B

1110-2



Der Dom zu Köln

Der
Dom zu Köln,
seine Konstruktion und Ausstattung,

gezeichnet und herausgegeben

von

Franz Schmitz,

Architekt.

Historische Einleitung

von

Dr. Leonard Ennen,

Archivar der Stadt Köln.

Köln & Neuss,

L. Schwann'sche Verlagshandlung.



Der

Dom zu Köln

seine Konstruktion und Ausstattung,

beschrieben und bezeugt

von

Franz Schmitz

Architekt

Historische Einleitung

von

Dr. Leonard Fünfen

Architekt der Stadt Köln

Köln & Neuss

Verlag von Schwann'sche Verlagsbuchhandlung

V o r w o r t.

Seit Sulpiz Boisserée vor fünfzig Jahren durch sein gepriesenes Dom-Werk die grossartigen architektonischen Formen zu dem Zwecke zur Anschauung brachte, das kühne Wort „der Dom zu Köln kann und muss erhalten werden“ bei seinen Zeitgenossen zu thatkräftiger Aussprache zu bringen, steht die Erfüllung dieses Zweckes vor den staunenden Blicken der Mitwelt. Nicht bloss die Erhaltung, sondern auch die Vollendung des Domes ist die inmittelst gereifte Frucht jener Arbeiten, womit er Sinn und Herz bei Fürst und Volk an die Bildungen fesselte, die als die vollendetsten Muster der deutschen Architektur des Mittelalters zu einem Dome heranwuchsen, in dessen Aufbau die fromme Begeisterung das herrlichste Gotteshaus ersah, das der Christenheit noch irgendwo gelungen.

In dem Maasse aber, als das Werk fortschritt, erwuchs aus demselben auch sofort eine neue Kunstschule, die, wie die alte Dombauhütte, für Architectur und Handwerk weit über die nächste Baustätte hinaus ihren Einfluss ausbreitete. Die geübten Hände derselben reproduciren im alten Geiste die frischen und herrlichen Musterformen unseres Domes, und tragen die aus der wiedererwachten Hüttentechnik hervorgehenden Gebilde in den mannichfaltigsten Conceptionen rasch aufblühender Regenerationskraft überallhin, vom Kirchen- bis in den Privatbau hinein, wo neu

erwachter Sinn und Geschmack eine Stelle darbieten. In Folge dessen hat sich bald in der gesammten Kunstbauweise wie auf allen Gebieten der in dieselbe einschlagenden Ornamentik eine neue Richtung vollzogen, die mit der Zunahme des Verständnisses nicht allein die Bewunderer des Domes, sondern auch die Zahl derjenigen vermehrt hat, welche an dieser reichen Quelle für Architectur und Kunsthandwerk immer von Neuem schöpfen wollen.

Es ist deshalb auch das Bedürfniss immer fühlbarer geworden, dass das, was Boisserée mehr in allgemeinen Umrissen, und, wenngleich mit grosser Meisterschaft, doch nur von einem Standpunkte liefern konnte, der ausschliesslich den alten Bautheil und die aufgefundenen Thurmpläne vor Augen hatte, gegenwärtig, nachdem der Bau so gewaltig fortgeschritten, von Neuem unternommen werde. Das Ganze sowohl als die einzelnen Theile der ihrer Vollendung entgegengehenden Schöpfung, wie sie inzwischen seit der Zeit, wo auch Boisserée der schliesslichen Conception erst vorarbeitete, durchgeführt und dem Ueberreste vorzeichnet ist, den ganzen vollendeten Dom mit seinem unerschöpflichen Reichthume für die durch ihn wiedererwachte Kunstbaurichtung in eine umfassende Monographie vereinigt zu finden, dieser Forderung der gebildeten Welt wie der Ehre des Domes und Aller, die ihn erbaut, ist bis jetzt nicht Genüge geleistet.

Wenn ich es wage, diese Arbeit in meine Hand zu nehmen, so habe ich für meinen Beruf dazu keine andere Rechtfertigung, als dass, in mehr als zwanzigjähriger Mitgliedschaft der Dombauhütte, ich bei der gesammten Entwicklung der Bauformen mitwirkend gewesen bin, an der Herrlichkeit des Ganzen, wie der kleinsten Theile des Domes tagtäglich mein Auge gefesselt war, und wenn, was ich daran gelernt, zu kunstgerechter Wiedergabe unzureichend befunden werden möchte, es der dankbaren Liebe für diesen meinen grossen Meister nachgesehen werden dürfte, für die Abbildung desselben die befähigtere Künstlerhand nicht abgewartet zu haben.

Auf 150 Blättern in 25 Lieferungen, deren Anordnung speciell erläutert wird, sollen die Grundrisse, Durchschnitte und Einzelheiten des Domes mitsammt der inneren Ausstattung, den Chorstühlen, Altären, Grabmälern, dem statuarischen Bilderschmuck, den Wandmalereien und Farbenfenstern, soweit dieselben kunsthistorische Bedeutung haben, zur Darstellung gelangen. Alle wesentlichen Momente der Raumanordnung, der Construction, der Bau- und Kunstformen sollen möglichst in allen Einzelheiten hervortreten. In den Grundrissen wird mittels constructiver Linien und eingeschriebener Maasszahlen in elementarer Weise, ohne nutzlose Spielerei, die Entwicklung und Auflösung der Massen gewissenhaft nachgewiesen. Zum besseren Verständniss werden durch Abtönung die Entwicklungen ersichtlich gemacht, um die Lösungen derselben verfolgen zu können; und wird die Durchführung der überaus einfachen Gesetze der alten Kölner Bauhütte klar dargelegt. Ein Gleiches wird bei der Darstellung einzelner wichtigen selbstständigen Constructionsformen, den Strebepfeilern, Wimpergen, Fialen, Consolen und Baldachinen beobachtet, um das hierbei nach den Regeln der alten Hüttengesetze angewandte Verfahren vor Augen zu stellen. Mit möglichster Sorgfalt ist die Darstellung der Einzelheiten und ihrer Anwendung behandelt, und vor Allem darauf Bedacht genommen, mit strenger Selbstverläugnung alle, auch die scheinbar oft ganz unwesentlichen Ornamente der Anschauung, Prüfung und Würdigung zugänglich zu machen, überhaupt alle Momente, welche zum Verständnisse dieser riesigen Conception beizutragen geeignet sind, hervorzuheben.

Dem Ganzen ist ein von Herrn Stadtarchivar Dr. Ennen verfasster historischer Bericht über die Baugeschichte des Domes vorangestellt. Dass sich der ausgezeichnete Kenner Kölnischer Specialgeschichte zu dieser schätzbaren Mithilfe hat bereit finden lassen, verpflichtet mich, demselben hiermit meinen innigsten Dank auszusprechen.

Und so übergebe ich diese in 12 Lieferungen mit 72 Blättern bis jetzt vollendete umfangreiche und mühevollte Arbeit, der Oeffent-

lichkeit in dem Vertrauen, dass wohlwollende Beurtheilung darin einen nutzbringenden Beitrag zu umfassenderer Kenntniss des Kölner Domes sowohl, als zur Verbreitung des Sinnes für gothische Kunst und Bauweise finden werde.

Köln, im Februar 1871.

Franz Schmitz.



I.

Die alten Dome.

Die Gründung einer bischöflichen Kirche zu Köln fällt in eine Zeit, in welcher das heidnische Römerthum am Niederrhein noch nicht gebrochen und der heidnische Cultus noch nicht durch das Christenthum verdrängt war. Die alten heidnischen Tempel standen noch und der christliche Glaube hatte noch nicht eine solche Macht erlangt, dass er im Stande gewesen wäre, sämtliche Römische Tempel zu zerstören und an ihrer Stelle christliche Kirchen zu errichten.

Der erste historisch nachweisbare Bischof der Kölner Kirche ist Maternus, dem wir unter dem Kaiser Constantin auf den Synoden zu Rom und zu Arles begeben. (313 u. 314.) Die Kirche des Bischofs Maternus werden wir innerhalb der alten Römerstadt zu suchen haben, und nichts hindert uns, der Tradition, nach welcher die alte der h. Maria geweihte Kathedrale an der Stelle der jetzigen Cäcilienkirche gestanden haben soll, Glauben beizumessen. Die älteste handschriftliche Quelle, welche von dieser Tradition Erwähnung thut, werden wir mit Fug in das 13te, wenn nicht in ein noch früheres Jahrhundert hinaufdatiren dürfen. Die fragliche Angabe findet sich nämlich in einem jetzt im Stadtarchiv aufbewahrten Pergamentcodex aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts, der sich in seinen einzelnen bezüglich dieser Ueberlieferung zu berücksichtigenden Theilen als eine Copie einer viel ältern Pergamenthandschrift ausweist. Wir lesen in diesem Codex: „Auschultata et collationata est presens historia per me Jacobum Wilkun notarium publicum et approbatum ex suo originali in uno antiquo libro scripto et asscribus ligato et concordat cum eodem de verbo ad verbum, quod protestor hac manu propria.“ Wenn man gegen Ende des 15ten Jahrhunderts die Handschrift, aus welcher der Notar Wilkun transsumirte, einen antiquus liber nennen

konnte, so sind wir wohl zu der Annahme berechtigt, diesen Codex wenigstens dem 13ten Jahrhundert zuzuweisen.

Nach Ausweis einer alten Inschrift, welche früher auf dem Thurme der Cäcilienkirche eingegraben war, wurde das Dach der ursprünglichen Kathedrale durch Feuer zerstört. Dieser Brand mag die Veranlassung gewesen sein, dass der Bischof sich entschloss, an der nordöstlichen Ecke der Stadt eine andere Kathedrale zu erbauen. Wenn wir der Tradition glauben, war es der Erzkaplan Karl des Grossen, der Bischof Hildebold, der die Bischofskirche aus dem westlichen Theile der Römerstadt nach der Nordostecke verlegte und hier dem h. Petrus einen neuen Dom errichtete, der im Gegensatz zur ursprünglichen Bischofskirche (*monasterium sanctae Caeciliae vetus*) Neumünster (*monasterium novum*) genannt wurde. Nehmen wir nun die vor drei Jahren an der Ostseite des jetzigen Domchores ausgegrabenen Mauerreste und Steinsärge in Rücksicht, so werden wir uns für die Annahme entscheiden müssen, dass schon in Merowingischer Zeit die Verlegung der Bischofskirche beliebt worden und dass letzterer ein römischer Tempel des Merkur Platz machen musste. Die mittlerweile wieder hergestellte ursprüngliche bischöfliche Kirche wurde auf die Namen Maria, Eugenia und Cäcilia eingeweiht und nach letztgenannter Nebenpatronin „Kirche zur h. Cäcilia“ genannt. Zur Erinnerung an den ursprünglichen Charakter der Cäcilienkirche sowie an das auf den Tag von Christi Geburt fallende Martyrium der h. Eugenia pflegte nach der Verlegung der Bischofskirche bis zum Zusammensturz der alten kirchlichen Verhältnisse der Erzbischof, begleitet vom städtischen Clerus, in der Christnacht in feierlicher Prozession sich in die Stiftskirche der h. Cäcilien zu begeben. Die älteste Nachricht über diese Prozession findet sich in einer Schenkungsurkunde des Erzbischofs Bruno zu Gunsten des Cäcilienklosters vom Jahre 962. „Actum publice, heisst es am Schlusse dieser Urkunde, in ecclesia predicta (sancte Cecilie) in sollempni nocte natali domini, quod est VIII. Kl. Januarii, cum ibi agitur generalis statio solita“. 1)

Der Merowingische Dom scheint niedergelegt worden zu sein, als der erste Metropolit der Kölnischen Kirchenprovinz, Erzbischof Hildebold, sich entschloss, eine Domkirche zu errichten, wie solche

1) Codex von St. Cäcilien f. 6.

der kirchlichen und politischen Bedeutung des Kölner Erzbischofsstuhles würdig schien. Zwar kann aus gleichzeitigen Urkunden und Chroniken der strenge Nachweis nicht erbracht werden, dass von Hildebold der Bau einer neuen Domkirche begonnen wurde. Aber anderweitige Anzeichen und spätere auf alten Traditionen beruhende Nachrichten nöthigen uns, an der hergebrachten Ansicht festzuhalten, dass Hildebold der Erbauer einer neuen dem h. Petrus und der h. Maria geweihten Kathedralkirche gewesen ist. Der schon mehrfach berührte Pergamentcodex von St. Cäcilien sagt in dieser Beziehung: „Quoddam aliud monasterium novum sancti Petri in Colonia, prius tamen videlicet a domino Hildebaldo tunc temporis episcopo Coloniensi in parte inceptum pro principali ecclesia per Willibertum fundatur et consecratur, quo fit, quod multis annis ecclesia olim beatae Mariae virginis nunc sanctae Caeciliae monasterium vetus et ecclesia sancti Petri nunc metropolitana ecclesia monasterium novum appellatur.“

In der alten Legende des h. Reinold lesen wir: „Tempore Agilolphi¹⁾ (Hildeboldi) archiepiscopi Coloniensis, ut dicit historia, qui cepit edificare ecclesiam sancti Petri intra Coloniam et ubique divulgabatur magistrorum quicumque vellet promereri pecunias, accideret et reciperet se Coloniam ad edificandam ecclesiam prefatam etc.“ Die handschriftliche Chronik Agrippina aus dem 15. Jahrhundert, die aus weit älteren Quellen geschöpft hat, sagt: „dieser Hildeboldus was, der sent Peter den Doem zu Coelne yrst fundierde ind machen liesse.“ Auch die *Annales Novesienses*²⁾ schreiben dem Hildebold die Erbauung des Domes zu. Im Jahre 973 erklärt Kaiser Otto II., dass von dem „ehemaligen Könige Ludwig“ der Kölner Peterskirche verschiedene Schenkungen zugewendet worden, welche später von Kaiser Otto I. bestätigt worden seien. (. . . quod Gero sancte Coloniensis ecclesie venerandus archiepiscopus nostram deprecatus est serenitatem, ut quasdam res a Ludovico quondam rege sancto Petro Colonie collatas et a patre nostro dive memorie Ottone imperatore augusto sibi suisque predecessoribus roboratas etc.³⁾)

¹⁾ Ist verschrieben für Hildeboldi, weil das beigefügte Sterbejahr das des Hildebold ist, 810.

²⁾ Martene et Durandus t. IV, 536.

³⁾ Domcopiarium f. 44.

Ich bin geneigt, anzunehmen, unter dem hier genannten Ludovicus quondam rex sei Ludwig der Fromme zu verstehen und die dem h. Petrus gemachte Schenkung sei dazu bestimmt gewesen, um Hildebold bei seinem grossen Werke des Dombaues zu unterstützen. Von andern Schenkungen, welche dem Hildebold während der Zeit des Dombaues überwiesen wurden, ist noch namentlich das Allodium hervorzuheben, welches die edle Frau Engela in Brabant der Peterskirche zu Köln überwies.¹⁾

Einem Gedichte Alkuin's gemäss ertheilte Kaiser Karl der Grosse dem Erzbischof Hildebold den Auftrag, den Petrus- und Medardus-Altar in der bischöflichen Kirche mit edeln Metallen zu schmücken. Die hier verstandene bischöfliche Kirche wird die alte gewesen sein, die noch so lange in Gebrauch bleiben sollte, bis die neue fertig sein würde. Es ist sehr gut denkbar, dass man eine für den Abbruch bestimmte Kirche mit Ornamenten schmückte, die leicht in den neuen Bau mit hinübergenommen werden konnten. Wenn die alte bischöfliche Kirche auf dem jetzigen Domterritorium, und zwar zwischen dem hohen Chor und der alten Kirche St. Maria ad gradus gestanden hat, so konnte der Bau des westlich davon zur Ausführung kommenden neuen Hildeboldischen Domes stetig gefördert werden, während der Gottesdienst ungestört in der daneben liegenden alten bischöflichen Kirche Statt fand. Hildebold selbst erlebte die Vollendung seines Domes nicht; seine Nachfolger Hildebold und Gunthar erbten die Aufgabe, den unvollendeten Bau weiter zu führen. Hildebold würde sicher sein Grab nicht in der Stiftskirche von St. Gereon gewählt haben, wenn seine eigene Domkirche bei seinem Ableben schon fertig gestellt und eingeweiht gewesen wäre; er konnte sich nicht entschliessen, seine verweslichen Reste in einer Kirche beisetzen zu lassen, die für den Abbruch bestimmt war und nur noch kurze Zeit zu stehen hatte.

Unter Hildebold's Nachfolgern wurde der Fortbau rüstig gefördert. Von Gunthar wurde die innere Wanddekoration fertig gestellt. Nach Massgabe einiger vom Irländer Sedulius aufgezeichneten Inschriften war das Innere von diesem Erzbischof mit Mosaikbildern oder Wandgemälden geschmückt worden. Für das Westchor hatte

¹⁾ Lacombert, Archiv Bd. 2, 291 ff.

man den in seiner Herrlichkeit thronenden Christus, um welchen zur Abhaltung des Weltgerichtes die Apostel versammelt sind, gewählt. Die Figur des Heilandes nahm die Mitte der ganzen Darstellung ein. Zunächst umstanden den Heiland die vier evangelischen Symbole Löwe, Mensch, Stier und Adler. Auf beiden Seiten des Mittelbildes waren sodann je drei Engelfiguren gruppiert, welche von den Inschriften als Cherubim bezeichnet werden. Zwei hielten Bücher in den Händen und die Inschrift bezeugt, dass die Schriften des alten und neuen Bundes dadurch angedeutet waren. Zwei andere trugen Schalen, „voll Weihrauch, welche sind die Gebete der Heiligen“. Das dritte Engelpaar schwang Rauchgefäße, um die Darbringung des symbolischen Wohlgeruches an den Herrn zu verkünden. Die berührten Inschriften waren:

- 1) Iste cherub Christi nova signat mystica legis;
Munditiae phialam hic gestat flore refertam;
Thuribuloque precum sacros hic spirat odores.
- 2) Cingitis Alti thronum leo, bos, homo rexque volucrum;
Geon, tuque Phison, Euphrates, Tigris et amnis.
- 3) Eminent, ecce, Cherub, antiquae gloria legis!
Angelus ac patrum phiala fert vota piorum;
Thuris opes redolent per hunc et aromata cordis.
- 4) Hic sex discipulos trames describit honoros,
Dulcis odor Christi per quos respirat in orbe.
- 5) Campus hic aureolus, argenti qui vomit undas,
Sex alios Domini fidos designat amicos.
- 6) Guntharius praesul, Christi venerandus amore,
Has fieri species speculandaque schemata jussit.¹⁾

Wenn wir im Jahre 857 von einer ganz vollendeten, mit Glocken versehenen, dem kirchlichen Dienste gewidmeten Kirche hören, so werden wir annehmen müssen, es beziehe sich diese Nachricht auf die alte Kirche; ebenso werden wir den alten Dom zu denken haben, wenn Nachrichten der Jahre 864 und 867 von dem *clerus sancti Petri* und von *canonici in eadem sancta matre ecclesia* sprechen. Die neue von Hildebold begonnene Domkirche wurde erst von Willibert vollendet und im Jahre 874 bei Gelegenheit einer Provincial-Synode in Gegenwart der Erzbischöfe von Trier und Mainz und anderer Suffragane

¹⁾ Christliche Kunstblätter der Erzdiözese Freiburg, N. 77 u. 78, Mai 1868.

unter grossen Feierlichkeiten eingeweiht¹⁾). Schon nach zehn Jahren wurde sie durch die grausigste Verwüstung heimgesucht. Seit der Mitte des Sommers 880 hatte das Stromgebiet der Schelde und des Rheines unter den unablässigen Raubzügen der Normannen die schwersten Drangsale zu leiden. Franzosen wie Deutsche kämpften mit gleichem Unglück gegen die wilden nordischen Räuber. Die verwegenen Scharen zogen sich zeitweilig nur zurück, um bald in verdoppelter Zahl wiederzukehren und in neuem Wüthen und Morden sich selbst zu übertreffen. Im Jahre 881 überflutheten sie in zahllosen Haufen das lothringische Gebiet. Sie eroberten und plünderten Camerich, Maestricht und Hespengau, die Gaue am Niederrhein, die Klöster Prüm, Stablo, Malmedy, Cornelimünster, den Palast zu Aachen, dessen Capelle sie als Stall für ihre Pferde brauchten. Auch die Städte Bonn und Köln fielen in ihre Gewalt und wurden verbrannt. Wer irgend entrinnen konnte, Geistliche, Mönche, Nonnen, floh mit den geretteten Kirchenschätzen und Reliquien bis nach Mainz hinauf. Ueber ein Jahr trieben die Barbaren am Rhein und an der Mosel das grausige Spiel wilder Verheerung und schrecklicher Verwüstung. Gemäss einem Klageschreiben des Erzbischofs Hermann an den Papst Stephan VI. waren sämmtliche Kirchen und Häuser der Stadt Köln durch Feuer verwüstet²⁾. Zum Jahre 883 berichtet der Mönch von Fulda, dass sämmtliche Kirchen und Klöster noch in Schutt gelegen. Wenn wir die Angabe des Chronisten und das Schreiben des Papstes wörtlich nehmen, so war ein völliger Neubau der Domkirche nöthig geworden, und Erzbischof Willibert war es, der an die Stelle der Hildeboldischen eine neue Kathedrale errichtet hat. Will man aber dafür halten, dass die normannische Verwüstung nicht sämmtliche Kirchen der Erde gleich gemacht hat, so werden wir in der von Willibert geweihten Domkirche nur ein Werk erblicken, welches aus den Resten der Hildebold'schen Aussenbauten durch eine gründliche Reparatur für seinen ursprünglichen Zweck wieder hergerichtet worden ist. Willibert wurde 889 in dem von ihm geweihten Dome beerdigt. Sein Nachfolger Hermann I. (890 bis 925) erbat sich vom Papste neue Reliquien für die aller Schätze und Heiligthümer entblösste Metropolitankirche.

¹⁾ Ennen und Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, I. 453.

²⁾ Floss, Leonis VIII. privil. p. 124.

Wenn wir die ganze Anlage des alten Domes, die wir aus den Andeutungen und Angaben eines unten zur Sprache kommenden Domkalendariums zu reconstruiren im Stande sind, näher ins Auge fassen, so müssen wir ernstlich daran zweifeln, dass der im XIII. Jahrhundert niedergelegte Dom auf Hildebold oder Willibert zurückgeführt werden kann. Nach Massgabe der ganzen architektonischen Ausführung kann die Bauzeit nicht höher als bis in die Zeit des Erzbischofes Gero (969 — 976) hinauf datirt werden. Die wenigen Säulenstümpfe, Capitäle und Basen, welche als Reste der alten Domkirche sich theilweise im Kölnischen Museum befinden, theilweise in das Cunibertswerft eingesenkt sind, können nicht als Baureste der karolingischen Zeit betrachtet werden. Eben so wird die Angabe des Chronisten Anselmus, dass die Willibert'sche Domkirche um die Mitte des 11. Jahrhunderts noch bestanden habe (*cuius tempore domus s. Petri, quae adhuc ibidem praesto est, ab ipso est dedicata*), verworfen werden müssen. Der Hildebold'sche oder Willibert'sche Bau war jedenfalls schon zerstört oder niedergelegt, als der Grundstein zur Stiftskirche St. Maria ad gradus gelegt wurde. Gero wählte sein Grab in der Domkirche. Nach der Einweihung des jetzigen Chores wurde es translocirt und befindet sich jetzt in der Kreuzkapelle des Domes. Auch Evergerus, der 999 starb, wurde im Dome begraben. Dessen zweiter Nachfolger Pilgrim setzte dem Königspare Konrad und Gisela 1027 im Kölner Dome die Krone auf. Eben daselbst fand der 1056 verstorbene Erzbischof Hermann II. seine Ruhestätte, in gleicher Weise Sigewin (1089) und die Gräfin Irmgard von Zütphen, welche der Domkirche das Haupt des heil. Sylvester zum Geschenk gemacht hatte. Nach Aussen hin hatte die Kölner Domkirche solchen Ruf, dass der Erzbischof Aldebrand von Bremen sich entschloss, die im Jahre 1042 abgebrannte Domkirche zu Bremen nach dem Muster der Kölnischen wieder aufzubauen¹⁾. Aldebrand's Nachfolger, Adalbert, verliess diesen Plan aber wieder, doch wurde die vom Kölner Dom entlehnte Anlage zweier Chöre und zweier Krypten beibehalten. Das im Jahre 1052 vom Papste Leo IX. dem Erzbischofe Hermann ertheilte Privilegium²⁾ spricht von dem Altare des heil. Petrus und dem maius

¹⁾ Monum. Germ. IX, 334.

²⁾ Lacomblet, Urkundenbuch, I, S. 119.

altare der heil. Jungfrau, dem Altare im Chor der heil. Maria. „Für alle Folge“, heisst es daselbst, „erlauben wir auch, dass an dem einen der jungfräulichen Mutter geweihten Hauptaltar deiner Kirche und eben so an dem dem Apostelfürsten Petrus geweihten anderen sieben Hauptpriester den Dienst thun ¹⁾.“

Lambert von Hersfeld nennt in seinem Berichte über die Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Anno und der Stadt Köln einen engen Gang, welcher aus der Kirche nach dem gemeinschaftlichen Schlafsaale der Domherren führte, und wiederum einen ähnlichen Gang aus dem genannten Dormitorium nach dem an der Stadtmauer liegenden Hause eines Domherrn. Im Jahre 1080 wurde die von Anno erbaute, östlich vom Dome liegende Stiftskirche Maria ad gradus durch Brand zerstört; dem Dome selbst drohte die grösste Gefahr; nur durch ein augenscheinliches Wunder wurden die Flammen, welche schon an der östlichen Seite ihr Zerstörungswerk begonnen hatten, gelöscht. „Schon fing an demselben Tage“, heisst es in der betreffenden Urkunde des Erzbischofs Sigewin, „auch der Petersdom an der Ostseite Feuer, so dass, als schon ein Theil der Kirche von den Flammen verzehrt war, die Brüder und die Bürger in Verzweiflung geriethen und in der Furcht vor weiterer Ausdehnung des Brandes die Schätze und Zierrathen schon aus der Kirche wegschafften ²⁾.“ Möglich ist es, dass nach diesem Brande die Holzdecke des alten Baues durch das Gewölbe ersetzt worden, wovon uns das Kalendarium der Domcustodie Nachricht gibt ³⁾. Möglich ist es aber auch, dass dieses Gewölbe erst nach dem neuen Brandunglücke eingesetzt ward, von welchem zum Jahre 1149 berichtet wird. Im Mai des Jahres 1149, heist es in den Kölner Chroniken,

¹⁾ Ut maius altare ecclesiae tuae matris virginis honori dedicatum et aliud ibidem apostolorum principi b. Petro addictum reverenter ministrando procurent septem idonei Cardinales presbyteri.

²⁾ Incipiebat enim eodem die et domus s. Petri ardere in parte orientali, ita ut aliqua eiusdem monasterii parte combusta iam fratres et cives urbis in desperationem venissent, et pro nimio quod imminebat incendio ornamenta iam abstulissent de templo. Ennen und Eckertz I, 487.

³⁾ Custos maior habebit tria clude sepi et implentur 26 crusibula et suspenduntur 5 ante maiestatem super chorum s. Petri in modum crucis, et 5 ante maiestatem super chorum s. Marie in modum crucis et ex uno latere monasterii suspenduntur 12 semper inter duas columnas sub testudine unum crusibulum et ex alio latere similiter 12 suspenduntur et non erunt plura in universo quam viginti sex crusibula. Ennen und Eckertz, II, 586.

legte eine schreckliche Feuersbrunst mehr als die Hälfte der ganzen Stadt in Asche. Am meisten litten bei dieser Katastrophe die Strassen in der Nähe des Domes und der Stifter St. Martin und Aposteln. Fast sämtliche Kirchen wurden ein Opfer der Flamme. Von der Zeit dieses Brandes datirt in Köln eine neue Bauperiode, und fast sämtliche jetzt noch erhaltenen Reste des mittelalterlichen Kölns reichen nur bis zu der Zeit dieses Brandunglückes. Wie auf ein Zauberwort entstand eine neue, prächtige Stadt, die in Bezug auf herrliche Kirchen und gewaltige Prachtbauten im Mittelalter vergeblich ihres Gleichen sucht. Nur eine Stadt, welche sich zu solchem Reichthume und solcher Bedeutung emporgeschwungen, wie Köln, vermochte es, sich so rasch aus Schutt und Ruin zu solch blendendem Glanze zu erheben. Es ist wahrscheinlich, dass bei diesem Brandunglücke auch der Dom bedeutend gelitten. Die Westthürme scheinen bei dieser Gelegenheit schadhaft geworden zu sein, denn nicht lange nach dem Brande finden wir den Erzbischof Reinald von Dassel damit beschäftigt, den Dom durch zwei neue Thürme zu schmücken, deren einer um Weihnachten 1170 fertig wurde¹⁾. Es lag ihm daran, der Domkirche auch äusserlich ein dem dahin überbrachten kostbaren und hochverehrten Schatze der heil. drei Könige entsprechendes Ansehen zu verleihen. Es ist unzweifelhaft, dass diese Thürme von gewaltigen Dimensionen gewesen sind, sonst würde der Schreinschreiber es nicht der Mühe werth erachtet haben, die Fertigstellung eines derselben als ein besonders denkwürdiges Factum zu verzeichnen. Erzbischof Reinald liess für die Leiber der heil. drei Könige ein kostbares Mausoleum mitten in der Domkirche errichten. Er selbst wurde im Dome begraben, und die Kölner Bürgerschaft liess ihm ein prachtvolles Grabmal aufstellen; in Stein ausgehauen lag der Erzbischof auf dem Sarkophag²⁾. Nach Reinald wurden noch Bruno IV., der seiner Würde entsetzte Adolf, Philipp von Heinsberg und Engelbert der Heilige im Dom begraben.

Wie spärlich auch die Nachrichten sind, welche Chronisten, Urkunden und Kalendarien über die alte Domkirche enthalten, so reichen sie doch hin, um schliessen zu lassen, dass dieses Bauwerk eine frühromanische Säulen-Basilika gewesen, die mehr oder weniger bei der Errichtung der Kirchen von St. Georg, St. Marien, St.

¹⁾ Schreinskarte im Archiv des Landgerichtes zu Köln.

²⁾ Godefr. Colon. ad 1167.

Aposteln, St. Gereon, St. Cunibert zum Muster genommen worden. Den meisten Aufschluss über die äussere Form, die innere Einrichtung, die Lage und die Umgebung der alten Domkirche gewinnen wir aus dem Kalendarium der Dom-Custodie in der fürstlich Oettingen-Wallerstein'schen Fideicommiss-Bibliothek zu Maihingen¹⁾. In diesem Kalendar werden aufs genaueste die Verpflichtungen specificirt, welche der Dom-Custos in Bezug auf Kirche und Stift im Allgemeinen, wie bei einzelnen gottesdienstlichen Handlungen an den einzelnen Festen hier und dort in der Kirche zu erfüllen hatte. Bei dieser Specificirung werden Andeutungen und Bemerkungen gelegentlich eingeflochten, die uns zur Reconstruirung der alten Domkirche die besten Dienste leisten. Auch die von Winheim, Crombach, Gelen, Boisserée, Schnaase, Pertz u. s. w. angezogene sogenannte „Beschreibung des alten Domes“ verdankt nur der Aufzählung der Verpflichtungen des Dom-Custos ihre Entstehung. Als man sich nämlich nach dem Dombrande im Jahre 1248 entschloss, die theilweise zerstörte Kirche zu gottesdienstlichem Gebrauche wieder herzustellen²⁾, hielt der Custos darauf, dass ihm keine grösseren Lasten aufgebürdet wurden, als er von jeher statutenmässig zu tragen hatte. Von Alters her, sagt nämlich sein Kalendarium, hatte der Custos die Pflicht, für die Instandhaltung, resp. Reparatur der Domfenster Sorge zu tragen; er musste das dazu erforderliche Glas, Blei und Eisen liefern³⁾. Diese Verpflichtung wurde gleich nach dem Brande neuerdings eingeschärft, und damit der Custos genau wisse, wie viele Fenster er in Stand zu setzen habe, wurden sämtliche Fenster der alten Domkirche speziel verzeichnet. Im Ganzen waren es dreiundachtzig. Wo weisses Glas gewesen, durfte er wieder weisses anbringen; wo aber gemaltes Glas sich befunden hatte, musste auch wieder gemaltes eingesetzt werden. Gelenius, Winheim und Boisserée wollen glauben machen, in dieser Aufzeichnung des Kalenders sei eine Beschreibung des alten Domes zu erkennen, die man zur Kenntniss der kommenden Jahrhunderte aufgenommen habe, bevor der Steinhaufen der niedergelegten Domkirche weggeschafft

¹⁾ Wurde mir durch die Gefälligkeit des Herrn Barons von Löffelholz zur Benutzung überschickt; abgedruckt bei Ennen und Eckertz, Quellen etc. II, 561 bis 603.

²⁾ . . . ecclesiam ipsam, in qua trium beatorum magorum corpora requiescunt, reparare cupiunt opere sumtuoso.

³⁾ Ad fenestras emendandas Custos dabit vitrum, plumbum et stagnum.

worden wäre. Doch keineswegs liegt der fraglichen Aufzeichnung dieses wissenschaftliche Motiv zu Grunde; sie beruht lediglich auf einem praktischen, geschäftlichen und juristischen Boden; sie wollte nur den Pflichtkreis begränzen, in welchem sich der Custos oder Thesaurar bei der Reparatur der alten Kirche bewegen musste.

Das ganze Territorium, welches von der Litsch, der Südseite der Trankgasse, dann südlich an der Ostspitze des Domchores vorbei nach den Dombauhütten und von hier wieder westlich nach der Litsch begränzt wird, wurde zur Zeit Hildebold's von der Domkirche, den Stiftsgebäuden und dem erzbischöflichen Palast eingenommen. Letzterer lag an der Südostseite dieses Complexes, die Domkirche ziemlich nach Osten, die Stiftsgebäude an der nördlichen und westlichen Seite des Domes. Später, wahrscheinlich nach der durch Gunthar und Willibert concedirten Vermögenstheilung zwischen dem Erzbischofe und dem Domstifte, wurden an der Nord- und Südseite des Domes Canonical-Wohnungen errichtet.

Die Domkirche, die wir als einen zur Zeit des Erzbischofs Gero errichteten Bau angenommen haben, begann mit ihrem Ostchor ungefähr da, wo früher die Zwischenmauer zwischen Chor und Schiff stand, und erstreckte sich nach Westen etwa bis zum Schluss des jetzigen Mittelschiffes. Es ist nicht festzustellen, ob die Kirche ursprünglich gewölbt war, oder erst später das im Maihinger Kalendar angegebene Gewölbe¹⁾ erhalten hat. Wir haben Grund zu vermuthen, dass dieses Gewölbe erst nach dem Brande von 1149 eingezogen worden. Die Langkirche war durch zwei Säulenreihen, deren jede 13 Säulen zählte, in drei Schiffe getheilt. Die noch erhaltenen Capitäle dieser Säulen sind kubisch, die Basen rund. Nach Osten wie nach Westen hatte das Schiff seinen Abschluss durch ein Chor; jedes Chor war vom Mittelschiff durch einen Lettner (Ambo) getrennt. Nach Osten lag das Chor des heil. Petrus, darunter die Krypta desselben Apostels, nach Westen das Chor der heil. Maria mit der entsprechenden Krypta. In jeder Seitenmauer des Langschiffes befand sich eine Fensterreihe von zwölf Fenstern. Das südliche Seitenschiff hatte ebenfalls zwölf Fenster. Das Glas der Fenster war theils gemalt, theils weiss. Das Dach war mit Blei gedeckt. Die Hälfte

¹⁾ . . . ex uno latere monasterii suspenduntur duodecim semper inter duas columnas, sub testudine unum crusibulum.

der Langmauer des nördlichen Seitenschiffes war von dem Bau der Sacristei und der goldenen Kammer eingenommen, so dass unten nur Raum für sechs Fenster nach Norden blieb; oben waren zwölf Fenster, wie auf der gegenüber liegenden Seite. Sacristei und goldene Kammer hatten zwei Fenster nach aussen hin und eines in die Kirche. Die von Reinald angebauten zwei Thürme waren, wie bei der in den Jahren 828 bis 835 erbauten Abteikirche von St. Gallen, neben der östlichen Chorrundung angebracht. Die Absiden, welche hier neben dem Thurme zu einer Art Kreuzschiff ausluden, waren etwas grösser als die neben dem westlichen Thurme liegenden Absiden vor dem Marienchor. Die Thürme, welche neben der östlichen Seitenabside lagen, waren etwas stärker als die westlichen. Der nordwestlich gelegene Thurm scheint der eigentliche Glockenthurm gewesen zu sein. Auch als diese von Reinald erbauten Thürme im Jahre 1248 abgebrannt waren, behielt der unter demselben gelegene Kirchenraum die Bezeichnung „Thurm, in turri“ bei.

Das Chor des heil. Petrus war das Hauptchor und diente für den gewöhnlichen Gottesdienst das ganze Jahr hindurch; zwölf Mal im Jahre musste der Gottesdienst im Marienchor gefeiert werden. Wenn die Zahl der Kerzen für die gewöhnliche Beleuchtung der Chöre massgebend ist zur Beurtheilung der Grösse derselben, so war das Petrichor das grössere: für dasselbe waren 36 Kerzen vorgeschrieben, während im Marienchor nur 24 angezündet wurden. In der Rundung des Petrichores befanden sich unten drei grosse, darüber fünf runde und noch höher zwei nicht näher bestimmte Fenster; ebenso befanden sich im Marienchor unten drei grosse, darüber um den Altar der heil. Jungfrau fünf und in der Höhe zwei Fenster. In der nordöstlichen Abside befanden sich unten fünf Fenster, darüber eines, in der südöstlichen unten drei und eines darüber, in den Absiden neben dem westlichen Chor befanden sich unten je drei Fenster und eines darüber. Im Innern der Kirche befanden sich sieben Altäre: im Petrichor der Altar des heil. Petrus, in der nordöstlichen Abside der Altar des heil. Severinus, in der südöstlichen der Altar der heiligen Cosmas und Damian und in der nordwestlichen der des heil. Martinus und in der südwestlichen der des heil. Stephanus. Auf den Ausgangsecken des Petrichores standen noch zwei Altäre, der des heil. Kreuzes nördlich, der Trankgasse zu, der des heil. Michael südlich, stadtwärts; vor jenem befand sich das

Grabmal des Erzbischofs Philipp von Heinsberg, vor diesem das des heil. Engelbert.

Das Grabmal der heil. drei Könige befand sich mitten in der Kirche, vor demselben der Altar dieser Heiligen; darüber hing ein Kronleuchter mit 100 Kerzen. Ein gleicher Kronleuchter hing im Chor des heil. Petrus vor dem Hochaltar; ein dritter Kronleuchter mit 24 Kerzen hing vor dem Altar des heil. Stephanus. Im Eingange des Petrichores stand ein grosser Candelaber; ein ähnlicher mit sieben Armen befand sich vor dem Marien-Altar. Im Marienchor standen Reliquienkasten der heil. Jungfrauen. An hohen Feiertagen wurde ein Theil der in der goldenen Kammer aufbewahrten Reliquien auf dem Hochaltar im Petrichor aufgestellt. Die Orgel wird genannt, es findet sich aber keine Andeutung, wo dieselbe gestanden hat. In der Rundung eines jeden Chores oberhalb der grossen Fenster, zwischen den schon angegebenen zwei kleineren Fenstern, befand sich eine sogenannte maiestas: im Petrichor war es wahrscheinlich das auf der Wand gemalte Bildniss Gottes des Vaters und im Marienchor das des Heilandes, beide in himmlischem Strahlenglanze. In der Christnacht wurden vor jeder maiestas fünf in der Form eines Kreuzes hangende Lampen angezündet. In den Seitenschiffen hingen unter dem Gewölbe 24 Lampen in zwei Reihen, zwischen je zwei Säulen eine; im Hauptschiff standen 26 Lichter in zwei Reihen, auf jeder Säule eines; im Oberlichte der Thür zur Sacristei zwei.

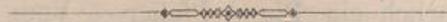
Der Haupteingang zum Dome befand sich in der Mitte der Südseite. Vor dem Eingange in der Richtung nach dem Hospital zum heil. Geist befand sich eine geräumige Vorhalle (porticus), welche drei Flügel gehabt zu haben scheint und somit ein Kreuzgang war. In dem Flügel dem Eingange zum Dom am nächsten stand der Altar des heil. Nikolaus; in den anderen Flügeln hatten einzelne Krämer ihre Verkaufsstellen¹⁾. Jeder Stand bezahlte an den Dom-Custos jährlich ein Pfund Pfeffer. Vom Porticus westlich sowohl wie östlich nach dem blauen Steine waren ähnliche Buden, Gaddemen, gebaut; stadtwärts standen deren zehn und rheinwärts, zwischen der Vorhalle und der St.-Johannis-Capelle, acht. An der Nordseite hatte der Dom in der Nähe des Severinus-Altars einen Ausgang nach der Stiftskirche Maria ad gradus. Es scheint dies

¹⁾ Locus in porticu, ubi merces venduntur.

der enge Gang gewesen zu sein, durch welchen Anno sich aus dem Dom in das Haus eines Domherrn und von hier durch die Römermauer ins Freie flüchtete. Reste dieses Ganges waren es, die Gelenius für Ueberbleibsel des alten Römercastells ansah. In der Nähe dieses Ganges wird der alte Thurm (antiqua turris), in welchem die Bibliothek aufbewahrt zu werden pflegte, zu suchen sein. Es scheint, dass unter diesem Thurme weniger ein alter Thurm der Römermauer zu verstehen ist, als ein von Hildebold für seine Bibliothek, abgesondert von der Kirche errichteter Bau. Westlich an diesen Gang stießen die Sacristei und die goldene Kammer. In dem Mailinger Kalendarium wird die goldene Kammer als „nova camera“ aufgeführt, — ein Beweis, dass schon vor dem Jahre 1280 die alte camera aurea niedergelegt und die neue erbaut war. Wirklich finden wir auch die aurea camera bereits im Jahre 1212¹⁾. Auf einer Wand der neuen Sacristei war das Mass für das Holz eingegraben, welches aus Unkel an den Dom abgeliefert werden musste²⁾. In Zusammenhang mit der Sacristei wird der Kreuzgang gestanden haben, der sich von hier westlich in der Richtung nach St. Andreas erstreckte. Der an die Domkirche anstossende Theil dieses Kreuzganges war zur Pfarrkirche für die weltlichen Mitbewohner des Dombezirks hergerichtet und wurde von dem in der Mitte des Kreuzganges liegenden grünen Platze (pasculum) Kirche „im Pesch“ genannt.

1) Copiarium archiep. im Domcopiarium Nr. 69.

2) Die bezügliche Inschrift lautet: Mensura ligature quinquaginta lignorum de Unkele.



II.

Der neue Dom.

Sobald in Köln die einzelnen, mit reichen Gütern ausgestatteten Stifter Kirchen erbauten, welche die Kathedrale an Pracht, an ruhiger Majestät, an äusserer Schönheit, an verschwendrischer Ausstattung eher übertrafen, als ihr nachstanden, schienen die einfachen Formen der alten Bischofskirche nicht mehr genügen zu können. Je rascher und glanzvoller der romanische Styl in Köln sich entwickelte und je zahlreicher sich die herrlichen Stiftskirchen mit ihrer reizenden Construction, in ihrer reichen Gliederung, ihrer glanzvollen Ausstattung erhoben, desto fühlbarer musste das Bedürfniss nach einer Mutterkirche werden, welche auch im Aeussern das richtige Verhältniss des Domes zu den übrigen Stiftskirchen kundgab. Dem frommen, gewaltigen, prachtliebenden Erzbischof Engelbert lag Alles daran, den Gottesdienst in einer Weise auszustatten, wie es der Würde der Sache angemessen war, dem Höchsten ein Haus zu errichten, wie solches die Stellung des Kölner Bischofes, der Rang der Kölner Provinz, der Reichthum der Kölnischen Kirche erforderte, und den heil. drei Königen eine Ruhestätte zu bauen, wie solche dem Rufe und dem Ansehen dieses kostbaren Schatzes entsprach. Engelbert war es auch, der zuerst den Plan anregte, den Dom des heil. Petrus neu zu erbauen; er gewann das Capitel für diesen Gedanken, und zur Ausführung versprach er nicht allein fünfhundert Mark zum Beginne, sondern jährlich bis zur Vollendung eine gleiche Summe. Wir verdanken diese Nachricht dem Biographen Engelbert's, dem Novizenmeister Caesarius von Heisterbach. Cäsarius schrieb die genannte Biographie, ehe der Dombrand des Jahres 1248 den Neubau nothwendig machte, also zu einer Zeit, in welcher der Berichterstatter keine Ahnung haben konnte von einem Neubau, der erst durch die Feuersbrunst des Jahres 1248 nöthig geworden sein soll.

Diesseits der Alpen gab es keine Reliquien, die in so hohem Ansehen gestanden und ihre frommen Verehrer so massenhaft angezogen hätten, wie die Leiber der heil. drei Könige. Engelbert durfte sich überzeugt halten, dass der grösste Theil der ganzen Christenheit freudig seinen Beitrag darbringen werde, wenn über dem Grabe der morgenländischen Weisen ein Tempel aufgeführt würde, der auf dem ganzen Erdenrund vergebens seines Gleichen suche. Doch ehe er Hand an dieses grosse, gewaltige Werk legen konnte, verschied er unter den Streichen ruchloser Mörder. Unschätzbare Edelsteine, die ihm fremde Könige zum Geschenk geschickt, hatte er für einen kostbaren Kelch bestimmt, den er dem Altar des Apostelfürsten Petrus zu weihen gedachte: auch an der Ausführung dieses Vorhabens wurde er durch seinen gewaltsamen Tod verhindert; er sollte vorher, wie sein Biograph Cäsarius sagt, den bitteren Kelch des Leidens leeren.

Engelbert's Nachfolger Heinrich von Molenark griff den Plan seines Vorgängers nicht wieder auf. Nach seinem Tode scheint das Kapitel die Dombaufrage in die Hand genommen zu haben. Der Erzbischof Conrad begrüsst mit Freuden den Plan des Kapitels, und ihm war es beschieden, den Grundstein zu einem Prachtbaue zu legen, der unter den zahlreichen grossen und herrlichen Monumenten der gothischen Baukunst in erste Reihe trat und der Kölner Kathedrale auch äusserlich die Stelle anwies, die ihr unter den Kölnischen wie Deutschen Kirchen gebührte. Wenn die Domkirche die prachtvollen Tempel von St. Gereon, St. Aposteln, St. Martin, St. Marien überstrahlen sollte, musste sie als ein Werk dastehen, welches alle Kirchen an Glanz übertraf. Die älteste Nachricht über die Absicht des Kapitels, eine neue Domkirche zu bauen, findet sich in einem in das Kalendarium der Dom-Custodie eingetragenen Kapitelsbeschluss vom 25. März 1247, also dreizehn Monate vor dem Dombrande. Es betraf dieser Beschluss die am Petri-Altare eingehenden frommen Gaben. Die Opfer, welche im Dome ausserhalb des Messopfers auf den Altar des heil. Petrus gelegt wurden, flossen nach altem Herkommen in die Kasse des Domschatzmeisters (thesaurarius); sie dienten mit dazu, um diesen in seiner pflichtmässigen Sorge für die Beleuchtung des Domes, für die an einzelnen Festen erforderlichen Kerzen, für die Instandhaltung der Glocken und anderer Utensilien und für die Reparatur der Fenster

zu unterstützen. Im Jahre 1246 erhielt der Thesaurar in seinem Einkommen dadurch eine bedeutende Aufbesserung, dass die custodia altaris s. Petri mit seinem Amte vereinigt und ihm ein grosser Theil des Unkeler Pfarrzehnten zugewiesen wurde. Es geschah dies in einer Zeit, in welcher der Plan eines Neubaues der Domkirche in ernstliche Erwägung genommen wurde. Die Einkünfte vacanter Dompräbenden, so wie der Ertrag nicht erhobener Präsenzen und Strafgeder waren schon längst zur Gründung eines Baufonds angesammelt worden. Das Kapitel glaubte nun auch den Thesaurar zu einem seinem Einkommen entsprechenden Beitrag für den in's Auge gefassten Neubau verpflichtet zu dürfen. Sobald sich das Kapitel durch gemeinsamen Beschluss¹⁾ entschieden hatte, die Domkirche von Neuem zu bauen, traf es mit dem Thesaurar Philippus ein Abkommen, wonach dieser sämtliche Opfer, welche auf den Altar des heil. Petrus gelegt würden, sechs Jahre lang zur Baukasse abführen solle²⁾; nur 30 Mark durfte er für sich behalten. In gleicher Weise wurde der Custos angehalten, die Opfer, welche in der goldenen Kammer bei den daselbst ruhenden Reliquien niedergelegt wurden, nach Abzug von drei Mark an die Rendantur der Baukasse³⁾ abzuliefern. Diese Uebereinkunft wurde in das Kalendarium des Custos maior, der zugleich Thesaurar war, eingetragen. Es geht aus diesem Actenstücke unwiderleglich hervor, dass im Jahre 1247 der Gedanke an die Herstellung einer neuen, würdigeren Domkirche bei der zuständigen Stelle zu Geltung und Anerkennung und zu bindendem Beschluss gekommen war. Der in bestimmten Ausdrücken sprechende gemeinsame Kapitelsbeschluss fasst keineswegs einen bloss theilweisen Neubau oder eine gründliche Reparatur der alten Metropole in's Auge, sondern spricht in klaren Worten einfach von einem Neubau der Domkirche⁴⁾. Eine andere Bereicherung der Dombaukasse bestand in einem Kapital von 100 Mark Denare, welche der Domscholasticus Magister Franko zum Dombau

1) Cum de communi consilio diffinitum esset, ut maior ecclesia de novo construeretur. Kalendarium der Domcustodie. Ennen u. Eckertz II, 257.

2) Quod oblationes, que super altare beati Petri extra missam annuatim offerri solent, ad opus nove fabrice maioris ecclesie ad sex annos assignaret. Ennen und Eckertz II, 257.

3) Quod provisosores seu rectores nove fabrice Coloniensis darent et assignarent.

4) Ut maior ecclesia de novo construeretur.

im Monate Februar des Jahres 1248 schenkte¹⁾. Wie Engelbert der Heilige wird auch Erzbischof Conrad sich zu reichen Beiträgen für den beabsichtigten Neubau bereit erklärt haben. Den bei weitem grössten Theil der Baukosten erwartete man aber von Opfern, Vermächtnissen und Collecten. Die Opferwilligkeit der Christgläubigen konnte am erfolgreichsten zu Gaben geweckt und lebendig erhalten werden, wenn der Papst sich der Sache annahm und die ganze Christenheit für das neue Bauwerk zu begeistern sich bemühte. Ablässe waren das beste Mittel, um den Zustrom frommer Einwohner und Pilger in ein Gotteshaus zu leiten. Die Opfer, wodurch die Andächtigen ihren Dank für die geistige Gabe bekunden und zur Hebung des göttlichen Dienstes ihr Scherflein beitragen wollten, stiegen in demselben Verhältnisse, in welchem die Spenden aus dem Schatze der kirchlichen Gnade flossen. Der Ablassbrief, durch welchen Papst Innocenz am 6. April 1247 allen denjenigen, welche am Tage der Kirchweihe den Kölner Dom mit reumüthigem Herzen besuchen würden, Nachlass der zeitlichen Sündenstrafen verhiess, wird seinen guten Einfluss auf die Bereicherung der Baukasse nicht verfehlt haben.

So gut wie das Kapitel sich zur Beschaffung der Mittel die Gründung und Füllung einer Baukasse angelegen sein liess, so wird es auch nicht weniger auf einen Plan für die Ausführung des neuen Werkes Bedacht genommen haben. Die Schritte, welche das Kapitel zum Neubau des Domes und zur Beschaffung der nöthigen Baumittel that, werden nur mit Rücksicht auf einen vollständig ausgearbeiteten und zur Genehmigung vorgelegten Bauplan für das ganze projektirte Werk geschehen sein. Man wird nicht annehmen können, dass die Bauherren, die sich zur Errichtung einer ganz neuen Domkirche entschlossen hatten, vorläufig nur die Anfertigung eines Planes für das hohe Chor allein sollten in Auftrag gegeben haben. Darum halte ich gegen die Ausführungen Schnaase's die Ansicht aufrecht, dass die Zeichnungen für den ganzen Kölner Dom schon im Laufe des Jahres 1247 entworfen worden. Zwar ist es richtig, dass der Plan zu Langhaus und Querschiff, wie unser Jahrhundert ihn in unvollendeter Form vorfand, nicht im Geiste der Baukunst des 13ten Jahrhunderts entworfen ist, sondern vielfach von den beim Chorbau in Ausführung gebrachten Grundsätzen der

¹⁾ Lacomblet, Archiv, II.

französischen Schule abweicht. Der Grund für diese Thatsache kann nur darin gesucht werden, dass die eigentliche Ausführung des ursprünglichen Planes nur stückweise vorging, und der Plan zu Lang- und Seitenschiff, bevor dieselben in Angriff genommen wurden, nach den im 14ten und 15ten Jahrhundert zur Geltung gekommenen Bauprinzipien umgeändert wurde. Als den genialen Schöpfer des grossartigen Wunderwerkes gothischer Baukunst wird der Dombaumeister Gerhard (magister Gerhardus lapicida, rector fabricae), welchem das Domkapitel im Jahre 1257 eine Baustelle an der Marzellenstrasse überliess¹⁾, angesehen werden müssen. Für die Annahme, dass der Plan zum Dom dem grossen Dominikaner Albertus zu verdanken sei, sind keine Haltpunkte zu gewinnen; um so weniger kann man sich für diese Annahme erklären, wenn man bedenkt, dass Albertus gerade in der Zeit, in welcher der fragliche Plan entworfen wurde, sich nicht in Köln befand, sondern in Paris theologische Vorlesungen hielt.

Bevor der Grundstein zum Neubau gelegt wurde, wird man sich aus Rücksicht auf den Stiftungsdienst entschlossen haben, zuerst das Chor hinter der alten Domkirche fertig zu stellen, dann erst den alten Bau niederzulegen und den Ausbau des Langhauses und Querschiffes in Angriff zu nehmen. Wir haben nicht die geringste Andeutung, dass es im ursprünglichen Plane gelegen habe, das Schiff des alten Domes durch den Anbau des gewaltigen neuen gothischen Chores zu erweitern. In dieser Frage kann die auf die Einweihung des Chores bezügliche Inschrift nicht entscheidend sein: sie spricht bloss von einer Erweiterung²⁾ des Domes und scheint schliessen zu lassen, dass man nur beabsichtigt habe, das Chor fertig zu bauen und dann an die alte Kirche anzuschliessen. Der Verfasser der fraglichen Inschrift hat aber nur den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen, keineswegs aber den des Jahres 1248; es liegt in der Inschrift nur der Sinn, dass man zur Zeit der Anfertigung derselben, sei es im Jahre 1322 oder später, den Chorbau als eine thatsächliche Erweiterung des alten Domes ansah, keineswegs aber, dass man im Jahre 1248 weiter nichts als eine solche Erweiterung

¹⁾ Lacomblet, II, Urk. zum Jahre 1257.

²⁾ Presul Conradus ex Hoesteden generosus ampliat hoc templum lapidem locat ipseque primus.

beabsichtigt habe. Während des Chorbaues mochte der Gedanke kommen, die Weiterführung des Werkes auf sich beruhen zu lassen und den Anschluss des neuen Chores an das alte Schiff, ebenso wie in Beauvais, zu bewerkstelligen. Wenn dieser Plan festgehalten und ausgeführt wurde, war durch den Chorbau der alte Dom bloss „erweitert“ worden. Es kam aber anders, man griff den alten Gedanken wieder auf, entschloss sich zur Ausführung des alten Planes, änderte denselben nach neueren Grundsätzen und legte die Fundamente zu dem neuen Lang- und Querschiff. Mit dieser Ansicht steht eine Nachricht in Widerspruch, welche eine handschriftliche Geschichte der Kölner Erzbischöfe bringt¹⁾. Nach dieser Erzählung hatten Bischof und Kapitel beschlossen, den alten Dom gänzlich niederzureissen und einen prachtvollen Neubau an die Stelle zu setzen. Die Werkleute, welche mit dem Abbruch der östlichen Mauer beauftragt waren, wollten den Einsturz derselben dadurch herbeiführen, dass sie den Boden aushöhlten, die Fundamente untergruben, die Höhlen mit Holz füllten und die Mauern mit Holzpfeuern stützten, dann diese Pfeuern verbrannten und so den Einsturz des Gemäuers herbeiführten. Die Unvorsichtigkeit der Arbeiter und ein ungünstiger Wind verursachten ein weiteres Umsichgreifen der Flammen, als man erwartet hatte. Hierdurch brannte das alte Gebäude bis auf die Mauer ab; die zwei in der Kirche hangenden goldenen Kronleuchter wurden gänzlich zerstört; der Schrein der heil. drei Könige aber war beim Beginn der Arbeit, damit er nicht durch den Einsturz der Mauer beschädigt werde, von seiner Stelle in die Mitte der Kirche an den Ausgang derselben gebracht und hierdurch vor jeder Verletzung bewahrt worden. Diese Nachricht findet sich in drei Handschriften, von denen eine dem 16ten Jahrhundert angehört, die beiden anderen aber dem 17ten zugewiesen werden müssen. Die erste dieser Handschriften befindet sich in der Kgl. Universitätsbibliothek in Würzburg und war früher Eigenthum des „collegii societatis Jesu Molshemii“; an dieses collegium war sie „ex liberalitate serenissimi Cardinalis et episcopi Argentinensis Caroli ducis Lotharingiae“ gekommen. Karl von Lothringen war Bischof von Strassburg von 1592 bis 1607. Die beiden andern Handschriften befinden sich im Kölner Stadtarchiv: eine davon ist im zweiten Bande der

¹⁾ Handschrift im Stadtarchiv.

„*historia archidioecesis Coloniensis*“ von Wilmius beigegeben und befand sich im Jahre 1648 im Besitz des Peter Burmann zu Bonn; die zweite befindet sich in einem aus dem Besitz des Kaplans Forst herrührenden Bande kölnischer Collectaneen. Die eine dieser beiden Handschriften bekundet sich als eine treue, ängstliche Copie der anderen. Die Würzburger Handschrift ist eine Abschrift der „*chronica archiepiscoporum sanctae civitatis Coloniensis*“ von Conrad Isernheufft von Ratingen. Den wenigen Worten, die in der Handschrift über den Erzbischof Sigewin gesagt werden, ist zugefügt: „*Ego Conradus Isernhoiff scriptor huius inveni Segewinum fuisse successorem Hermanni divitis infrascripti, ex alia chronica*“. Der von Hartzheim angegebene Anfang und Schluss der zu seiner Zeit im Kölner Jesuitenkollegium befindlichen Isernheufft'schen Chronik stimmt genau mit dem Anfang und Schluss der Würzburger Handschrift. Die Kölner Handschrift ist keine Abschrift der Chronik von Isernheufft, sondern scheint dem Kanoniken Johannes de Wesalia von St. Severin, der gegen 1450 schrieb, zugeschrieben werden zu müssen. Crombach führt in seiner Geschichte der heiligen drei Könige eine Stelle aus der Chronik des Johannes an, und diese Worte stimmen mit den correspondirenden in unserer Handschrift überein¹⁾. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dem Conrad Isernheufft bei der Zusammenstellung seiner Chronik ein Exemplar derjenigen, die ich dem Johannes von Wesel zuschreibe, sammt der spätern Fortsetzung bis zu den Worten „*usque ad ecclesiam Coloniensem*“ in dem Artikel über Philipp von Daun vorgelegen, und dass er dieselbe fast ohne alle Abänderungen ganz in seine Compilation aufgenommen hat. Ergänzungen, die er aus andern Chroniken, vielfach wörtlich aus der Kölhoff'schen, zufügte, sind spärlich und unbedeutend. Den Hauptbestandtheil der Kölner Handschrift, also auch der Würzburger, bildet die bekannte *chronica praesulum*. Beim Erzbischof Conrad von Hochstaden hat der Compiler zuerst den Text der *chronica praesulum* aufgenommen; daran knüpft er eine lange Reihe chronikalischer Nachrichten aus den Jahren 1248 bis 1261. Der Fortsetzer der Böhmer'schen fontes, Dr. Alfons Huber in Innsbruck, erkennt in diesem Passus eine Fortsetzung der *annales maximi Colonienses*, und er hat denselben im 4ten Bande der fontes als

¹⁾ p. 693.

ein höchst beachtenswerthes historiographisches Fragment abdrucken lassen. In diesem Fragment findet sich der oben angeführte schon im Jahre 1846 von Böhmer veröffentlichte¹⁾ Bericht über den Dombrand von 1248. Durch nichts ist aber die Gewissheit gegeben, dass dieser Bericht sich auch in der Originalhandschrift des Fortsetzers der *Annales Maximi* befunden habe. Die ganze Chronik er giebt sich als eine Compilation von verschiedenen chronikalischen Aufzeichnungen, die der Compiler für seine Zwecke eben passend fand. Wenn ich mit Huber auch annehmen will, dass der über die Jahre 1248 bis 1261 handelnde Passus von einem gleichzeitigen Chronisten herrührt, so ist damit doch nicht gesagt, dass auch die den Dombrand erzählenden Sätze diesem Chronisten angehören müssen; sie scheinen mir eher ein Einschleusen des Compilers der späteren Chronik zu sein, mag nun diese Interpolirung vom Compiler selbst verfasst oder einer spätern, jetzt verloren gegangenen Chronik entnommen sein. Gerade die Umständlichkeit, mit der die Einzelheiten bei dem ganzen Vorgehen erzählt werden, erweckt die gerechtesten Zweifel an der Gleichzeitigkeit des Berichtes. Die ganze Erzählung ist weiter nichts als ein willkürlicher, dazu noch unwahrscheinlicher Versuch, den Dombrand des Jahres 1248 zu erklären. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass der alte Dom durch ein Brandunglück am Quirinus-Abend 1248 beschädigt worden ist. Es sagt Papst Innocenz in seiner Bulle vom 21. Mai 1248, dass die Domkirche durch Brand zerstört worden²⁾. Der Chronist Matthäus Paris schreibt, dass die Kathedrale des heil. Petrus bis auf die Mauern durch Feuer vernichtet worden³⁾. König Heinrich III. von England empfiehlt die Collecte für den Kölner Dombau mit dem Bemerken, dass in Köln die Kirche, in welcher die Leiber der heil. drei Könige ruhen, durch einen traurigen, unvorhergesehenen Unfall in Flammen aufgegangen sei (*per incendium consumpta*). Die Kölner Annalen von St. Gereon berichten zum Jahre 1248, dass am Tage des heil. Quirinus der hohe Dom abgebrannt sei. Wörtlich heisst es hier: „*cumbustus est summus Colo-*

¹⁾ Domblatt 1846 N. 21.

²⁾ *Sane famosa et honorabilis Coloniensis ecclesia de novo, sicut accepimus, casu miserabili per incendium est consumpta.* (Ennen u. Eckertz II, 277.)

³⁾ *Usque ad muros incendio consumpta.* (Matth. Paris p. 753.)

nie¹⁾. Nach der Deutung Lacomblet's und des Herausgebers der *Monumenta Germaniae historica* soll der Annalist bei seiner Angabe nur das Chor im Auge gehabt haben und wäre bei „summus“ zu ergänzen „chorus“. Es ist dies aber eine Deutung, welche sowohl der kirchlichen Terminologie als den thatsächlichen Verhältnissen widerspricht. Vor der Fertigstellung des jetzigen Domchores wird sich nirgend ein Beispiel finden, wodurch erhärtet werden könnte, dass summus für summus chorus gebraucht worden sei. Wenn summum stets gleichbedeutend ist mit Domkirche, major ecclesia, so berechtigt noch nichts zur Annahme, das summus das Chor bezeichne. Diese Deutung würde eher zulässig sein, wenn von einer Zeit die Rede wäre, in welcher das jetzige hohe Chor schon neben der alten Domkirche bestanden habe; dann würde der summus chorus in Gegensatz gedacht werden können zu den beiden Chören des alten Domes, doch die Annalen sind geschrieben im Jahre 1248, in einer Zeit, in welcher man an einen solchen Gegensatz noch nicht denken konnte. In jenem Jahre befanden sich in der Domkirche zwei Chöre, die niemals anders unterschieden worden als „chorus sancti Petri“ und „chorus sanctae Mariae“. So oft im Kalendarium der Domcustodie der Ausdruck „in summo“ vorkommt, bezeichnet es nie: „im hohen Chor“, sondern nur: „im Dom“; summum ist stets die Domkirche; wenn einmal ein Substantivum zugesetzt wird, so ist es altare oder missa; summum altare und summa missa kommt öfters vor, niemals aber summus chorus. Die Urkunden kennen weder ein summus chorus noch ein summus ohne weitere Bezeichnung. Ich kann anders nicht, als annehmen, dass der Annalist von St. Gereon in seiner Aufzeichnung einen Sprachfehler gemacht hat, er hat „combustus est summus“ geschrieben, wo er „combustum est summum“ hätte schreiben sollen. Auch Petrarca, der auf einer Reise durch Frankreich und Flandern Köln besuchte, versteht unter summum nicht das Chor, sondern das ganze bewundernswerthe Gotteshaus: „ich sah in dieser Stadt“, schreibt er an den Cardinal Joh. Colonna, „ein wunderherrliches, obwohl noch unvollendetes Gotteshaus, welches nicht mit Unrecht summum genannt wird.“

Was nun die Ausdehnung des Dombrandes (incendium monasterii), von dem auch das Kalendarium der Custodie spricht, anbe-

1) Ennen u. Eckertz II, 282.

langt, so war derselbe keineswegs so bedeutend, dass die Kirche dadurch völlig vernichtet oder unbrauchbar geworden wäre. Wenn die einzelnen Berichte von einem „Abbrennen“ der Domkirche sprechen, so kann darunter nur ein Brandunglück zu verstehen sein, welches zeitweilig die Fortsetzung des Gottesdienstes hinderte, jedoch keinen vollständigen Um- oder Neubau bedingte. Wenn es richtig ist, dass bei diesem Brande die beiden goldenen Kronleuchter geschmolzen sind, so wird der Brand das Dach und das Gewölbe des Schiffes zerstört haben. Rasch und energisch wurde aber die Reparatur in Angriff genommen. Wenn nicht schon früher, war die Kirche im Jahre 1251 wieder dem Gottesdienste geöffnet und im Mai dieses Jahres wurde eine Rechtshandlung im Dome, in maiori ecclesia Coloniensi, in Gegenwart einer Menge von Zeugen aus dem geistlichen und weltlichen Stande vorgenommen¹⁾. Auf diese Reparatur bezieht sich die so vielfach angeführte und so vielfach angefochtene Urkunde des Papstes Innocenz IV., durch welche jeder Beitrag zu den Reparaturkosten dieses kostspieligen Werkes mit einem Ablasse belohnt wird. Der Papst spricht in dieser Bulle nur von der Kirche, in welcher die Leiber der heil. drei Könige annoch „ruhen“²⁾, nicht „geruht haben“; er spricht also von einer Kirche, die damals noch bestand und nach dem Plane des Erzbischofes und des Domkapitels gründlich und mit Aufwendung vieler Kosten reparirt werden sollte.

Die in dem Mailhinger Kalendarium der Domecustodie enthaltene sogenannte „Beschreibung des alten Domes“ hängt mit dieser Reparatur enge zusammen. „Von Alters her, heisst es hier, hatte der Custos die Pflicht, für die Instandhaltung rücksichtlich Wiederherstellung der Domfenster Sorge zu tragen; er musste das dazu erforderliche Glas, Blei und Eisen liefern“³⁾. Aus leicht begreiflichen Gründen war der Thesaurar oder Custos wenig begeistert für das grossartige Unternehmen eines Neubaues. Nur mit Widerstreben hatte er sich dazu verstanden, zu diesem Zwecke auf sein Anrecht an die beim Petersaltare einkommenden Opfer zu verzichten. Als

¹⁾ Lacomblet, Archiv II, 127.

²⁾ Ecclesiam ipsam, in qua trium beatorum magorum corpora requiescunt, reparare opere sumptuoso.

³⁾ Ad fenestras emendendas custos dabit vitrum, plumbum et stagnum, (Ennen u. Eckertz II, 278.)

nach dem Brande die theilweise zerstörte Domkirche so weit hergestellt werden sollte, dass der Gottesdienst wieder darin gehalten werden könne, glaubte der Thesaurar darauf bestehen zu müssen, dass ihm keine über das Maass seiner statutenmässigen Verpflichtung gehende Lasten aufgebürdet würden.

Der Grundstein zum neuen Dome wurde vom Erzbischof Conrad 1248 am 14. August unter pomphafter Feierlichkeit gelegt. Er liegt an der Stelle, wo später die verweslichen Ueberreste des genannten Erzbischofs beigesetzt wurden¹⁾. Während der Bau des Chores in Mitte der gewaltigsten Aufregung, der bittersten Partei-Streitigkeiten und der blutigsten Bürgerkämpfe gegen die Erzbischöfe langsam fortschritt, blieb die alte zureichend wieder hergestellte Domkirche bestehen und für kirchliche und gottesdienstliche Benutzung erhalten. Im Jahre 1251 rettete sich ein Ritter von Kovern vor der Wuth der ihn verfolgenden Feinde in den Dom²⁾. In demselben Jahre stellte die Abtei St. Martin eine Verzichtleistung in der Domkirche aus (in maiori ecclesia). Der Schiedsspruch, welcher 1252 in den Münzstreitigkeiten zwischen der Stadt und dem Erzbischofe gefällt wurde, bestimmte, dass eine Probe des neuen Gepräges in der Sakristei der Domkirche (in sacrarium s. Petri maioris ecclesiae) hinterlegt werden solle³⁾. Im Jahre 1254 wurde bei einer feierlichen Versammlung im Dom eine vom Grafen Gottfried von Arnsberg ausgestellte Urkunde verlesen. Gegen 1256 entliess der Graf Wilhelm von Jülich einen seiner Leibeigenen vor dem St. Petri-Altar der Domkirche (super altare s. Petri in ecclesia maiori) und machte ihn der Domkirche pflichtig⁴⁾. In demselben Jahre ward im Dome die Urkunde ausgestellt, durch welche Heinrich von Gerstorp auf einige Güter verzichtete. Das Provinzial-Concil von 1260 bestimmte, dass die unter dem Namen von erzbischöflichen Caplänen aufgeführten Pfarrer von St. Columba, St. Alban, St. Lorenz und St. Martin dem Bischofe beim Pontifical-Dienst in der Domkirche assistiren sollten. Erzbischof Konrad wurde 1261 im alten Dom (in ecclesia sancti

1) Levold a Northof ed. Tross. p. 290.

2) Gotfr. Hagen 878.

3) Lacomblet II, S. 203.

4) Schreinskarte.

Petri veteri) bestattet¹⁾ und erst nach der Einweihung des neuen Chores wie seine Vorgänger, die ihre Ruhestätte in der alten Kirche gehabt, in das neue Gebäude übertragen; hier erhielt Conrad die Stelle, wo der von ihm gelegte Grundstein eingesenkt war. Im Jahre 1264 wurde die Wahl des Propstes Arnold von Looz im Dome vorgenommen (*electio celebrata in ecclesia predicta*). Im Jahre 1270 wurde der Subdecan des Domes, Wilhelm von Stailburg, von dem päpstlichen Nuntius beauftragt, den Bannspruch gegen die Urheber der Gefangenschaft des Erzbischofs zu verkündigen; er führte dies im Dome in Gegenwart einer grossen Volksmenge aus. In demselben Jahre übergab Wilhelm von Jülich eine Anzahl von Waehszinsigen *super altare sancti Petri* im Dom. Wiederholt, in den sechsziger und in den achtziger Jahren des 13ten Jahrhunderts, rannte die aufgeregte Menge nach einem Thurme des Domes und zog die daselbst hangende Sturmglöcke. Im Jahre 1278 las Erzbischof Sigfrid im Dom die heilige Messe²⁾. Gegen 1280 finden wir einen Priester, der am Altar des Erzbischofs Philipp celebrirt³⁾. Im Jahre 1281 hören wir von zwölf Vikarien im Dom⁴⁾. Im Jahre 1285 schenkte der Domkantor Ulricus zwei Wohnungen zur Beleuchtung vor den Reliquien der hh. drei Könige⁵⁾. Ein anderes Vermächtniss zu derselben Beleuchtung weist das Jahr 1288 nach. Eine Urkunde des Jahres 1287 spricht von einer h. Messe, welche täglich am Hochaltare des h. Petrus gehalten wurde. Im Jahre 1294 ist die Rede von Opfern, die auf den Petersaltar zum Besten der Domfabrik gelegt wurden, sowie von Reliquien der h. Maria in der Domkirche. In demselben Jahre wird von der Domkirche als der Ruhestätte der hh. drei Könige gesprochen⁶⁾. Die 1297 zwischen den Kölner Stiftern und Abteien auf's Neue bestätigte Union setzt monatliche Zusammenkünfte in der Domkirche fest⁷⁾. Im Jahre 1299 wurde Erzbischof Wichbold nach dem Berichte einer handschriftlichen

1) *Sepultus in ecclesia sancti Petri veteri, postmodum ad novam translatus una cum aliis suis antecessoribus, qui in antiqua ecclesia sepulturam habuerunt. Gel. farr. XXV, 78.*

2) *Levold ab Northof f. 104 (in majore eccl. missa solemniter celebrata).*

3) *Sacerdoti celebranti ad altare archiepiscopi Philippi VI sol.*

4) *Ennen, Quellen III, 172.*

5) *Ennen, Quellen III, 326.*

6) *Crombach, hist. trium regum, p. 819.*

7) *Ennen, Quellen III, 426.*

Chronik „zu Köln als Erzbischof eingeführt während der Messe im Dom und binnen der Zeit des Interdictes auf des heil. Kreuzes Tag in dem Heumonat“. Im Jahre 1309 verrichtete der neugekrönte König Heinrich VII. seine Andacht am Grabe der hh. drei Könige. Im Jahre 1313 wird von Opfern gesprochen, die auf dem Petersaltar eingehen. Der Thesaurar Heinrich von Heimburg wurde 1316 im alten Dome vor dem Cosmas- und Damian-Altare beerdigt. Der Domthesaurar Emecho von Spanheim überliess in demselben Jahre die Opfer, welche am Petersaltare der Domkirche eingehen würden, für jährlich 30 Mark dem Domkapitel auf vier Jahre. Bei der Einweihung des Chores 1322 bestand die alte Kirche noch; erst bei dieser Gelegenheit wurde der Schrein der heil. drei Könige in feierlicher Prozession aus derselben in den neubauten Chor gebracht und hinter dem Hochaltar beigesetzt¹⁾. Hier sollten die hh. Leiber ruhen, bis sie die für sie bestimmte Stelle unmittelbar vor dem Chor unter dem Sterne, der auf dem Chor über dem vergoldeten Thürmchen prangen werde, erhalten würden.

Ausser diesen aus Urkunden und Chroniken geschöpften Zeugnissen liefern auch noch zwei Dom-Kalendarien den unwiderleglichen Beweis, dass vor dem Dombrande bis zum Ende des 13. Jahrhunderts in der Domkirche ununterbrochen der Gottesdienst Statt gefunden hat. Das eine dieser Kalendarien gehört zur Wallraf'schen Bibliothek in Köln, das andere, von dem schon oben die Rede gewesen, ruht in der Fürstlich Oettingen-Wallerstein'schen Fideicommiss-Bibliothek zu Maihingen²⁾. Jenes stammt seinem Hauptbestandtheile nach aus der Zeit zwischen 1238 und 1265, dieses liegt zwischen 1247 und mindestens 1295. Sämmtliche Memorien-Stiftungen, welche in diesen Kalendarien aufgeführt werden, haben nur die Altäre der alten Domkirche im Auge, und alle hier namhaft gemachten Rechte

¹⁾ Nota, quod circa anno domini 1320 completo choro novae fabricae maioris ecclesiae Coloniensis deportabantur corpora sanctorum trium regum ex antiqua ecclesia s. Petri solemniter circa curiam summi per viam ut moris est in die corporis Christi precedentibus capsis suprasignatis et clero civitatis Coloniensis et collocata sunt retro summum altare et ibi manebunt, donec deputatus locus sit perfectus ante chorum sub stella, quae est in summitate chori ante auream turrim et post perfectionem debent iterum solemniter deportari de loco, ubi nunc restant et deinde nunquam reversuri sed permanebunt usque ad consumationem seculi. (Notiz des Domvikars Schalhorn alias Speis de Andernach, 1488.) — Crombach f. 816.

¹⁾ Eine schöne Copie liegt im Domarchiv.

und Pflichten knüpfen sich an einen Gottesdienst, wie er nur in der alten Kirche Statt finden konnte. Es ist nicht ein Theil des alten Domes, sondern die ganze Kirche mit allen Altären, beiden Chören und beiden Krypten, welche während dieser ganzen Zeit noch für den Gottesdienst in Gebrauch ist. Bald ist es der Peters-, bald der Marienchor, wo eine Memorie gehalten oder ein Fest gefeiert werden soll; bald müssen Kerzen auf den Kronleuchtern, bald am Sarcophag der heil. drei Könige, bald in den Krypten, bald an einem Grabe, bald auf einem Candelaber angezündet werden.

Man wird nicht mehr daran zweifeln können, dass Domkapitel und Erzbischof schon vor dem Jahre 1248 den Entschluss gefasst hatten, an die Stelle des alten Domes ein ganz neues Prachtgebäude aufzuführen. Zu diesem Zwecke musste das Capitel die zwischen dem Porticus und der Johannis-Capelle liegenden Gaddemen, die in den Bauplan fielen, eigenthümlich erwerben. Diese Gaddemen wurden wirklich, wie das Domkapitel ausdrücklich erklärt, schon gleich beim Beginn des Baues der Fundamentirung wegen niedergelegt und vernichtet ¹⁾. Erst einige Jahre später, als die alte Kirche wieder nothdürftig reparirt worden und man sich vorläufig auf die Ausführung des Chorbaues zu beschränken entschlossen hatte, konnten die genannten Gaddemen wieder hingesezt werden, und der Custos erscheint im Maihinger Kalendarium als Zinsherr derselben. Auch die alte Sakristei und die goldene Kammer fielen in den Bauplan des Chores; darum wurden sie abgebrochen und an einer gelegeneren Stelle neu aufgeführt. Die kürzlich umgebaute Sakristei nebst der Schatzkammer war ein grosser quadratischer Bau, dessen Technik und Kunstformen unzweifelhafte Anzeichen trugen, dass er in seiner Gesamtheit gleichzeitig mit dem hohen Domchor nach einem einheitlichen Plane aufgeführt und bereits im Jahre 1322, als das Domchor eingeweiht wurde, fertig stand. Das Dormitorium, das Gewandhaus, der Kreuzgang, der Holzschuppen, die Waschkammer konnten während des Chorbaues stehen bleiben: unser Kalendar führt diese Räumlichkeiten gegen Ende des 13. Jahrhunderts als noch vorhanden auf. Im Kreuzgange (ambitus) lag die Kapelle der heil. Maria zum Pesch, die Pfarrkirche für die Familie des Dom-

¹⁾ Lacomblet, II., 202. Cum propter opus edificium eccl. nostre predictae domuncule per nos sint deposite et destructe.

stiftes¹⁾. Diese Peschkapelle erscheint in Urkunden von 1268, 1292, 1298, 1302, 1331 und 1367 als in ambitu gelegen (capella sanctae Mariae in pasculo; in unser vrawen capellen inme umbgange zume Doeme). Im Jahre 1299 wird ein gerichtlicher Akt in ambitu ecclesiae Col. aufgenommen. Im Jahre 1318 finden wir im Kreuzgange auch einen Altar des h. Nicolaus. Der Domvicar Heinrich von Blankenburg stiftete 1302 einen neuen Altar zu Ehren des heil. Gregor in der Kapelle s. Mariae zum Pesch und verordnete die Haltung seiner Memorie in der Domkirche. Der Kreuzgang musste im Jahre 1525 der im Auftrage des Domkapitels vom Dombaumeister neben dem Dom unter Gaddemen errichteten „Schule der Gottheit“ weichen²⁾. Der Rath bestimmte, dass hier, im Falle die Schule aufhören oder der Bau anders verwendet werden sollte, wieder ein freier Platz hergerichtet werden müsse. Das Kapitelhaus, dem wir im Jahre 1328 begegnen, scheint noch das alte gewesen zu sein.

Nur langsam schritt der Bau des Chores fort. Collectengelder, Opfer, Zinsen, Vermächtnisse, die Einkünfte suspendirter Beneficiaten, versessene Präsenzgelder boten den Provisoren der Baucasse die Mittel, die ungeheuren Kosten des grossartigen Baues zu bestreiten. Von den Wohlthätern des Domes ist uns speciel der Vogt Gerhard bekannt, der im Jahre 1256 der Domfabrik eine Mark Rente vermachte³⁾. Von grossem Gewicht für den glücklichen Fortgang des grossen Unternehmens war die eindringliche Sprache, mit welcher der Papst Innocenz IV. 1248, unmittelbar nach dem Brandunglück, sich der Dombausache annahm. „Da Erzbischof und Kapitel“ — heisst es in dem betreffenden Erlass — „die Absicht haben, ihre durch Brand zerstörte Domkirche in prachtvoller, kostspieliger Weise wieder herzustellen und zu diesem Werke die Unterstützung der Christgläubigen nöthig ist, so ermahnen Wir euch alle eindringlich, dass ihr nach Verhältniss eures Vermögens aus Liebe zu Gott und aus Verehrung gegen die heil. drei Könige beisteuern wollt, damit es durch eure Unterstützung möglich werde, dieses Werk zu vollenden.“

Im Jahre 1264 entsandte der Erzbischof Engelbert einen Priester, den provisor fabricae Magister Gerhard, mit einem offenen Hirten-

1) Mscr. A. II, 90. 147, im Stadtarchiv.

2) Ennen und Eckertz II, 559. Ennen III, 336. 441.

3) Lacomblet II 230.

schreiben an alle Kirchenvorstände der kölnischen Provinz, um die Opferwilligkeit für den Bau der kölnen Metropolitankirche anzuregen. Gerhard werde ihnen, heisst es in diesem Schreiben, über alles, was die Bauangelegenheiten betreffe, genügende und ausführliche Auskunft geben, und allen Geistlichen wird bitt- und befehlsweise bei Strafe der Suspension aufgegeben, den Provisor ehrenvoll und liebevoll aufzunehmen und ihm in Allem, als ob der Erzbischof selbst anwesend wäre, zu gehorsamen, wie er denn die demselben bethätigte Willfährigkeit betrachten und vergelten werde, als ob sie ihm unmittelbar erwiesen sei. Diejenigen, welche dem Provisor Spenden für den Dombau übergeben, werden aller der Mutterkirche ertheilten Ablässe theilhaftig erklärt. Der Bau selbst wird in diesem Schreiben als eine „fabrica gloriosa“ bezeichnet¹⁾. Wohl that es noth, durch wiederholte dringliche Ansprachen die Opferwilligkeit der Diöcesan-Angehörigen zu wecken und lebendig zu erhalten. Das wilde Parteigetriebe in der Stadt, die wüthenden Kämpfe zwischen der Bürgerschaft und den Erzbischöfen, die blutigen Fehden, welche unablässig alle Einwohner des Niederrheins in Athem hielten, hemmten von Zeit zu Zeit den Zufluss der Beiträge und stellten die Vollendung des grossartigen Unternehmens in Frage.

Zur Gewinnung der nöthigen Quadersteine hatte das Domkapitel einen eigenen Steinbruch am Drachenfels angeräumt und in Betrieb gesetzt. Mittels Vertrags vom 26. August 1267 erwarb es von dem Burggrafen Göddert von Drachenfels einen von diesem Bruche in gerader Richtung zum Rheine führenden Weg. Im Jahre 1274 ward mit dem Burggrafen v. Drachenfels ein Abkommen getroffen, wonach sechs Arbeiter, drei Steinbrecher und drei Vorschläger, fortwährend beschäftigt sein sollten²⁾. Es wurde dieser Vertrag wiederholt erneuert und 1294 die Zahl der Steinbrecher auf vier erhöht. 1306 liess das Kapitel den Dombruch durch Ankauf eines Weinberges erweitern und die Anzahl der Arbeiter vermehren. Statt der in dem mit dem Burggrafen geschlossenen Kaufvertrag festgestellten Rekognition wurde später, 1347, durch ein neues Abkommen bestimmt, dass das Domkapitel jedes Jahr, in welchem es

¹⁾ Ennen und Eckertz, II. 502.

²⁾ Lacomblet Archiv VI.

am Drachenfels Steine für den Dombau werde brechen und fortführen lassen, beim Beginn der Arbeiten 30 Turnosen des Königs von Frankreich entrichten sollte. Im 15. Jahrhundert entstanden zwischen dem Kapitel und dem Burggrafen Streitigkeiten über den Werth dieser 30 Turnosen in laufendem Gelde: 1457 wurden der Bonner Propst Heinrich von Nassau und der Ritter Johann von Hatzfeldt zu Schiedsrichtern in dieser Streitsache gewählt; ihrem Spruch gemäss wurden im folgenden Jahre für 90 Turnosen 100 Gulden in laufendem Gelde an Heinrich vom Drachenfels bezahlt. Neuerdings entstanden 1460 Streitigkeiten zwischen der Dombauverwaltung und Heinrich von Drachenfels über die Waradirung der genannten 30 Turnosen. Heinrich ersuchte Bürgermeister und Rath, sich der Sache annehmen und den Werth der genannten Turnosen bestimmen zu wollen.

In dem Aufruf, durch welchen Erzbischof Sigfrid seine Diöcesanen zu Beiträgen für den Dombau aufforderte, heisst es: „Der Bau unserer Kirche, der in Folge eurer Freigebigkeit in die Höhe geführt worden und in herrlicher Pracht dasteht, bedarf bis zu seiner Vollendung noch vieler und reicher Beiträge der Gläubigen¹⁾. Sechs Jahre später, 1285, vernehmen wir von einem im neuen Bau gestifteten Altar: in einer Urkunde vom 15. Juli des genannten Jahres erklärt das Domkapitel, dass der Domvikar Gerhard von Xanten den Altar des heil. Johann Baptist und des heil. Laurentius dotirt habe²⁾. Am 24. Dezember 1282 befreite der Domprobst Conrad einen von dem genannten Gerhard erworbenen Zehnten zu Gleuel, womit letzterer einen in der Domkirche zu errichtenden Altar dotiren wollte, von dem Lehensverbande. Im Jahre 1297 stiftete derselbe Gerhard eine mit dem genannten Altar verbundene eigene Vikarie, wobei er ausdrücklich erklärte, dass der Altar im neuen Chor (in nova fabrica Coloniensi) gelegen sei. Er bestimmte, dass alle Jahre an den Festtagen des heil. Johann Baptist und des heil. Laurentius das Hochamt an diesem Altar gehalten werden sollte³⁾. Ob unter den 18 Altären, für welche er zugleich Messdenare auswarf, auch die Altäre des neuen Chores zu verstehen

1) Lacomblet II, 723.

2) Copiarium des Domstiftes Nr. 240.

3) Lacomblet Archiv II, 151.

sind, kann nicht festgestellt werden. Aus dieser Stiftung des Gerhard von Xanten scheint aber hervorzugehen, dass im Jahre 1285 der Bau bereits so weit vorgeschritten war, dass die Errichtung und Dotirung der einzelnen Altäre in's Auge gefasst werden konnte, und dass im Jahre 1297 schon Gottesdienst in den Kapellen um das Hochchor gehalten wurde, während man noch mit dem Bau des Chores selbst beschäftigt war. Damit ist aber nicht gesagt, dass in der alten Domkirche kein Gottesdienst mehr gehalten worden wäre; diese blieb bis zur Einweihung des neuen Chores in stetem Gebrauch; dabei hatte das Kapitel aber sein Augenmerk auf den Neubau gerichtet, und die einzelnen Stiftsherren wetteiferten, die im neuen Chore errichteten oder noch zu errichtenden Altäre zu dotiren oder mit Stiftungen zu bedenken.

Der Thesaurar Emecho von Spanheim erneuerte 1313 den Vertrag, wonach die Thesaurarie auf die beim Petersaltar eingehenden Opfer zu Gunsten des Neubaus verzichtete. Der Canonicus Hermann von Jülich vermachte 1315 zum Dombau (*ad structuram fabrice maioris ecclesiae Coloniensis*) sein sämmtliches in Köln gelegenes Besitzthum, so wie sein gesamntes daselbst rentbar angelegtes Vermögen. Wilhelm von Revele vermachte 1317 der *fabrica* des Domes 5 Mark, der Canonicus Wilhelm von Waldecken zehn Mark. In demselben Jahre vermachte der Unter-Dechant Hermann von Sternenberg dem Muttergottes-Altar und dem Altar des heil. Philippus und Jakobus im neuen Chore 50 Mark, ausserdem für den Baufond 16 Mark. Sein Begräbniss wählte er vor dem genannten Muttergottes-Altar. Ich vermuthe, dass man seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts aufgehört hatte, Grabstätten im alten Kirchenschiff zu nehmen, und die vielen menschlichen Gebeine, welche in der Nähe des Nordthurmes aufgefunden worden, deuten darauf hin, dass die Canonichen und die Mitglieder der *familia capituli* während des Baues ihre Ruhestätte in dem nördlichen Kreuzgange gefunden haben. Herr Lacomblet nimmt zwar an, im Jahre 1316 sei der Thesaurar Heinrich von Heimburg noch im alten Dome vor dem Cosmas- und Damian-Altare beerdigt worden. Dieser Heinrich von Heimburg war aber Niemand anders, als der schon im Jahre 1287 als Wohlthäter des Domes namhaft gemachte Thesaurar Heinrich von von Heymsperg (Heinsberg). Er hatte schon im Anfange des 14. Jahrhunderts das Zeitliche gesegnet, und es kann nichts Auffallendes darin ge-

funden werden, dass er sein Grab in einer Kirche wählte, welche noch fünfzehn bis zwanzig Jahre nach seinem Tode unversehrt bestanden hat. Im Jahre 1320 vermachte der Canonicus Adolf dem Baufond 50 Mark. Die Wittve des Sibodo von Idenhoven und deren Kinder verkauften 1321 verschiedenes Eigenthum an die Altäre der heil. Maria im neuen Chor der hh. Philippus und Jakobus, des heil. Nicolaus und der heil. Maria Magdalena in der Domkirche.

Gegen 1320 wurden die prachtvollen gemalten Fenster im Chore und in den Seitencapellen eingesetzt; durch die in ihnen eingelassenen Wappen bekunden sie sich als Schenkungen des Erzbischofs Heinrich von Virneburg, der demselben verwandten Grafenhäuser Holland, Jülich und Cleve, der Stadt Köln und einer grossen Anzahl vornehmer Kölner Familien.

Nach Westen erhielt das Chor durch eine starke, bis in die höchste Spitze reichende Mauer einen provisorischen Abschluss; nur so konnte dasselbe bis zur Vollendung des Hauptschiffes mit den Nebenhallen als eine selbständige Kirche benutzt werden. Der Umgang um das Chor wird eben so gegen die Seitenschiffe hin durch Mauern geschlossen worden sein. Diese Schlussmauern wurden aufgeführt, bevor man zum Abbruche der alten Domkirche schritt: würde doch sonst ohne Zweifel, statt der für den Neubau baufertig zugerichteten Werksteine, ein Theil der Quader des alten Baues eingelassen worden sein.

Im Jahre 1322 war endlich das Chor mit seinen Seitencapellen vollendet. Innerhalb umgaben doppelte, von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge das 150 Fuss aufsteigende Mitteltgewölbe. Ausserhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern einen mächtigen, 67 Fuss hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Widerhalter erhoben und mit ihren Strebebogen das eigentliche Chor stützten. Das Dach war mit Bleiplatten gedeckt, welche mannigfache Ornamente und verschiedene, auf die heil. drei Könige sprechende Inschriften zeigten. Auf der westlichen Giebelspitze war ein zierliches Dachthürmchen errichtet, welches mit seiner reichen Vergoldung weithin in die Umgegend glänzte¹⁾. Die feierliche Ein-

¹⁾ Dieses vergoldete Thürmchen ist auf dem unten angeführten Gemälde im Museum Wallraf-Richartz zu sehen.

weihung fand am 27. September, am Jahrestage der Weihe des alten Domes, unter Assistenz einer grossen Anzahl von Bischöfen, Aebten, Pröpsten und anderen Geistlichen durch den Erzbischof Heinrich statt. Bei dieser Feier wurden die Gebeine der heil. drei Könige in pomphaftem Zuge aus ihrer Ruhestätte im alten Dome in ein provisorisches Mausoleum in dem östlichen Seitenchörchen translocirt. Bald wurde das Chor reich und prachtvoll durch Wandgemälde und Sculpturen ausgeschmückt. Die Wandgemälde befanden sich an den Brüstungsmauern des Chores, auf der jetzt beseitigten Scheidungsmauer des Chores vom Langschiff und auf der Aussenseite der Chorschranken; jene stellten Scenen aus dem Leben des Apostels Petrus, des Papstes Sylvester, der h. Jungfrau und der heil. drei Könige dar; auf der Scheidemauer befanden sich die riesigen Figuren der Apostel Petrus und Paulus, darüber eine Majestas und darunter der Donator mit verschiedenen Wappen; über den an den Chorwänden befindlichen Apostelstatuen waren musizirende Engel auf der Wand gemalt. Aeusserst lieblich und zart gehaltene Figuren befanden sich auf den Aussenwänden und Pfeilern der Chorschranken. Das Ornament, welches diese Figuren umgab, war nach Massgabe der wenigen erhaltenen Ueberbleibsel ausserordentlich reich, zierlich und eigenthümlich und das Ganze war wegen seiner Pracht in Email, Gold und Farbenreichtum geeignet, eine gewaltige Wirkung hervorzubringen. Die Reste dieser Figuren zeugen von einer bewundernswerthen Genialität und Sicherheit des Künstlers, dessen Hand hier thätig gewesen.¹⁾

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts erhielt das Chor unter Erzbischof Wilhelm von Gennep (1349—1361) die polychromirten überlebensgrossen Statuen Christi, der h. Maria und der Apostel an den Pfeilern. Es sind dies Arbeiten, die in der geschwungenen Haltung nicht frei von Manier und in den Köpfen noch typisch gehalten sind, aber durch meisterhafte Behandlung der schön fliessenden Gewänder und durch ihre grossartige geniale Conception einen Meister ersten Ranges bekunden. Da es feststeht, dass die Dombaumeister hervorragende Bildhauer waren, so ist es wahrscheinlich, dass der Magister Michael selbst der Schöpfer dieser Skulpturen gewesen ist. In gleicher Weise wird man auch annehmen dürfen,

¹⁾ In dem Schmitz'schen Werke finden sich einige dieser Reste abgebildet.

dass die im Auftrage des Erzbischofs Wilhelm von Gennepe¹⁾ in weissem Marmor ausgeführten Hochreliefs an der Vorderseite des Hochaltars, in der Mitte die Krönung Mariä, zu beiden Seiten die Apostel, ein Werk seiner Hand sind, vielleicht auch die vorzügliche, edel bewegte Madonnenstatue in der Marienkapelle.

Von den Baumeistern, unter deren Leitung das Chor aufgeführt wurde, sind uns bekannt: Gerhard von Rile, Arnold und Johann. Ob Gerhard von Rile und der »Werkmeister Gerart vanme Doyme«, der in »einer alder tzedulen«²⁾ als Eigenthümer eines Erbes bei St. Marien-Garten genannt wird, identisch sind, kann nicht festgestellt werden. Dem letztgenannten begegnen wir als Wohlthäter der Kirche St. Martin unter der Bezeichnung: „Johannes laicus rector operis maioris ecclesie Coloniensis.“

Erzbischof Heinrich wollte die Begeisterung für den Fortbau der herrlichen Domkirche nicht erkalten lassen. Die Arbeiter wurden in Thätigkeit gehalten, und nach der Einweihung des Hochchores wurden sofort die Fundamente zu den zuerst in Angriff zu nehmenden Bautheilen der eigentlichen Kirche gelegt. Vom alten Dome wurde aber nur soviel niedergelegt, wie zur Fundamentirung und Aufführung der neuen Bautheile erforderlich war. »Vom alten Dome, schreibt der Compiler der Kölhoff'schen Chronik, ist noch ein grosser Theil der Ueberbleibsel von den alten Leuten zu meiner Zeit gesehen worden und es wird von Tag zu Tag nach Nothdurft des neuen Baues davon abgebrochen.«³⁾ Ein Gemälde im städtischen Museum, welches aus dem letzten Drittel des 14ten Jahrhunderts stammt und das Martyrium der hl. Ursula vorstellt, zeigt das Thor mit dem vergoldeten Dachreiter in seiner ganzen Vollendung, zugleich aber auch noch den am Marienchor gelegenen Glockenthurm des alten romanischen Domes.⁴⁾

Zuerst scheint man die östliche Mauer des nördlichen Kreuzschiffes in Angriff genommen zu haben. Erst im Jahre 1325 wurde

1) He dede maken dat hoiche altair in dem doym van swartzen marmelsteyn ind dede dat selve sich zieren mit den silveren bilden, die men noch nu tzer zyt siet. (Chronik f. 242.)

2) Rathsprötokolle 1, f. 171.

3) Chronik f. 115, 6.

4) Weil dieses Gemälde an St. Martin den 1378 abgebrannten Thurmdachhelm nicht zeigt und den zwischen 1391—1400 erbauten Thurm von St. Severin noch nicht hat, muss dasselbe zwischen 1378 u. 1394 gemalt worden sein.

zur Fundamentirung des südlichen Kreuzschiffes der an der Südseite der alten Kirche gelegene Porticus niedergelegt. Mit der Erwerbung einer westlich an diesen Porticus stossenden Gebäulichkeit scheint man auf Schwierigkeiten gestossen zu sein; darum konnte an dieser Stelle für die westliche Seite des Südportales die Fundamentirung nicht vorgenommen werden. In einer Urkunde des Jahres 1325 heisst es, dass »ununterbrochen zur Förderung des Bauwerkes mit grossen Anstrengungen gearbeitet werde.« Zur Beschaffung der erforderlichen Baumittel wurde wiederum vom Erzbischofe wie vom Papste die Opferwilligkeit des gläubigen Volkes angerufen. Schon Erzbischof Wichbold hatte allen denjenigen, welche in ihrem Testamente die Baucasse des Domes bedachten, einen vierzehntägigen Ablass bewilligt, und sämmtliche Priester der Diöcese hatte er beauftragt, ihren Einfluss bei den Pfarrinsassen zu Gunsten des Dombaus zu verwenden. Auf Grund dieses Erlasses setzte sich in der Kölner Diöcese der Gebrauch fest, dass kein Testament errichtet wurde, in welchem nicht wenigstens ein Turnos für den Dombau bestimmt worden wäre. Nach allen Richtungen zogen Sammler aus, welche in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen die Gläubigen durch feurige, begeisternde Reden und mit Zusicherung der göttlichen Gnade und des Nachlasses zeitlicher Sündenstrafen ermunterten, mit freudiger Hand nach Kräften für das heilige Werk des Dombaus beizusteuern. Die Sammlungen erhielten eine fördernde Organisation und Leitung, als sie in die Hand der im ersten Drittel des 14ten Jahrhunderts gegründeten Petri-Bruderschaft gelegt wurden. Allen denjenigen, welche sich als Mitglieder der Petri-Bruderschaft aufnehmen liessen und ihren bestimmten Jahresbeitrag entrichteten, wurde die Vergünstigung zugestanden, auch an interdicirten Orten die heiligen Sacramente empfangen und des feierlichen kirchlichen Begräbnisses theilhaftig werden zu können¹⁾. Der Papst Johann XXII. ertheilte in einem besonderen Schreiben allen Indulgenzen und Privilegien, welche der Erzbischof den für den Dombau Beitragenden bewilligt hatte, seine oberhirtliche Genehmigung.

In dem Diöcesanstatut des Jahres 1327 wurde bestimmt: »Niemand soll denjenigen, welche für den Dombau sammeln, hindernd in den Weg treten. Alle Gelder, welche für die Petri-Bruderschaft

¹⁾ Crombach hist. trium regum f. 819.

eingehen, sollen sorgfältig aufgehoben und den Collectoren unverkürzt übergeben werden. Den Collectoren soll es frei stehen, bei ihrer Anwesenheit in einer Parochie bei der Pfarrmesse gleich nach verlesenem Evangelium in einer besonderen Predigt die Sache des Dombaus zu empfehlen und zu reichlichen Gaben aufzufordern.«¹⁾

Im Jahre 1337 klagte Erzbischof Walram, dass die Frömmigkeit des Volkes erkalte und darum die Opfer und Gaben für den Dombau allzu spärlich eingingen. Papst Clemens IV. schrieb 1351, dass die Bedrückungen und Vergewaltigungen, unter denen das Kapitel andauernd seufzte, die Mittel für den Dombau in hohem Grade schmälerten. Die langjährigen traurigen Streitigkeiten, in denen Kapitel, Erzbischof und Bürgerschaft mit blutigen Waffen einander bekämpften, mussten einen nachtheiligen, lähmenden Einfluss auf die Bauthätigkeit ausüben, doch das allgemeine Interesse an dem grossartigen Bauwerke selbst, sowie die verheissenen kirchlichen Gnaden liessen die Opferwilligkeit nie ganz erkalten; die Petri-Bruderschaft, deren Mitgliederzahl stets in erfreulicher Weise zunahm, bot alles auf, um die Begeisterung für den Dombau immer wieder neu zu beleben und die Kasse der Fabrik nicht in Verlegenheit kommen zu lassen. Gerade weil die Sammler für den Dombau durchgehend offene Herzen und Hände fanden, konnte der fromme Sinn der Gläubigen leicht von gewissenlosen Betrügern missbraucht werden. Unter dem Vorwande, Beiträge für den Dom zu sammeln, zogen Geistliche und Laien im Lande umher, nahmen die für den Bau der Metropolitankirche bestimmten Spenden in Empfang und verwendeten dieselben zu eigenem Nutzen. Erzbischof Wilhelm sah sich bewogen, diese Missbräuche aufs strengste zu rügen und mit den härtesten Kirchenstrafen alle diejenigen zu bedrohen, welche die für den Dom bestimmten Beiträge zurückhalten und so den Fortgang des Baues gefährden würden.

Die ganze Anlage der Langkirche, der Querschiffe und der Thürme war so, dass der alte Dom noch stehen bleiben konnte, ohne die Förderung der neuen Bautheile zu hindern, der Gottesdienst aber wurde im neuen Chor gehalten und die alte Kirche stand lange Zeit leer und unbenutzt. Vor und nach schlugen ein-

¹⁾ Crombach f. 823 ff.

zelve Kaufhändler, die bis dahin den Kreuzgang für ihr Geschäft benutzt hatten, ihre Kramläden darin auf. „Item beklagen wir uns, schrieb der Rath im Jahre 1419, dass der Erzbischof die Domkirche, die unserer Stadt und des ganzen Stiftes Hauptkirche ist, und für die er als ein Oberster zu sorgen verpflichtet ist, an Disciplin der Personen und an Gottesdienst und an alle dem, was dazu gehört, binnen der Kirche vergänglich und verderblich hat lassen werden während jeder Zeit, wie das heutigen Tages augenscheinlich Tag für Tag gesehen werden kann; in keinem Stift unserer Stadt geschieht der Gottesdienst unordentlicher, als im Dom. Auch erlaubt und gestattet der Erzbischof, dass in dem genannten Dome und in der Domfreiheit geistliche Plätze verhürt und vermiiethet werden, so dass allda an Heiligen-Tagen und zu andern Zeiten allerlei Kaufmannschaft und Krämerei gekauft und verkauft wird, gleich als ob es ein öffentliches Kaufhaus wäre, was immer von Gottesfurcht wegen billig nicht geschehen sollte.“¹⁾

Sobald alle Reste des alten Domes beseitigt und die Schiffe des neuen in ihrem Unterbau theilweise vollendet waren, wurde ein Theil der neuen Kirche zum Predigen in Gebrauch genommen. In andern Theilen fanden vielfach Zusammenkünfte des Kapitels mit dem Ständeausschuss und mit Raths-Commissionen (1518), dann die sich mit Angelegenheiten der Universität und des Clerus befassenden Versammlungen und die Sitzungen des dompropsteilichen Gerichtes statt.²⁾ Bei den Predigten, die im Dome gehalten wurden, beobachtete man nicht immer den äussern Anstand, den man von den Besuchern dieses Gotteshauses erwarten durfte. Durch eine Morgensprache von 1546 gebot der Rath allen Bürgern und Eingesessenen, sowie den Dienern und Handwerksknechten bei Vermeidung einer Thurmstrafe von einem Monat, sich des Spazierens und Schwätzens im Dom zu enthalten. Das Rathsprotokoll vom 11. Nov. des folgenden Jahres sagt: „Meine Herren haben den Thurmmestern befohlen, dass sie den Gewaltrichtern ernstlich befehlen, im Dom unter der Predigt mit den Dienern unzugehen und die Kleffer zu stillen,

1) Actus et processus t. 9 f. 181 6.

2) Copienbücher 1538 f. 84. — Gescheyn bynnen Coeln in der doemkirchen hynden an der gerichtstoill des hern doemprobst. (1551).

desgleichen die Bettler van den Leuten under der Predigt wegzweisen und die muthwilligen hinter meine Herren zu bringen.“

In einer Nachricht vom Jahre 1594 heisst es: „Am 12. Januar ist im Rathe vertragen worden, niemand sollte im Dom während des Gottesdienstes bei einer Strafe von fünf Gulden spazieren gehen, auch sollten die vielen Bettler sich des Bettelns abthuen. Am folgenden Sonntage haben die Gewaltrichter mit ihren Dienern im Dom gestanden und ihres Befehles Achtung gehabt, dem Prokurator Mathias Ropertz, der im Dom spazieren ging, haben die Gewaltrichter-Diener den Mantel abgenommen und mit sich weggetragen, bis er die Busse bezahlte. Das Volk hat sich des Spazierens im Dom enthalten. Ich erinnere mich, dass es auch vor 50 bis 60 Jahren in synodis und sonst verboten worden; eine Weile hatte dieses Verbot genutzt, aber bald riss der alte Missbrauch wieder ein.“¹⁾ „Auf geschehene Anzeige, dass in der Domkirche das unordentliche Spazieren und Wandeln wiederum einreissen soll, sagt das Protokoll vom 17. Januar 1610, ist beschlossen, dass die Gewaltrichter darauf Achtung geben und gegen die Schuldigen Inhalts der Stellen und Ordnung ohne Jemanden zu übersehen ernstlich verfahren sollen.“²⁾

Im Jahre 1447 war der südliche Thurm so hoch aufgeführt, dass er die Glocken, die bis dahin in dem hölzernen Thurm neben der Johanniskirche gehangen hatten, aufnehmen konnte. Im folgenden Jahre wurde die schwerste Domglocke umgegossen und in dem neuen Thurm aufgehängt, ein Jahr nachher geschah dasselbe mit der zweitschwersten.“³⁾ Dieser neue Glockenthurm war der südliche Hauptthurm. Damals scheint man die Arbeit an diesem Thurme eingestellt zu haben. Es steht wenigstens fest, dass gegen 1450 dieser Thurm bis zu derselben Höhe aufgeführt war, in welcher wir ihn noch vor Kurzem mit dem bekannten Kölner Wahrzeichen, dem Domkrahnen, gesehen haben (189 Fuss). Auf dem um diese Zeit gemalten herrlichen Ursulagemälde des Georgschreins in Calcar erscheint dieser Thurm ebenso wie auf dem 1486 von Memling ge-

¹⁾ Hauschronik von H. von Weinsberg.

²⁾ Rathspokolle 1610. f. 49.

³⁾ Die Köhlhoff'sche Chronik und die Chronik des Conrad Isernheufft: (in Würzburg) geben als Jahre des Glockengusses 1437 und 1438 an.

malten Reliquienschrein der heil. Ursula im Johannesspital zu Brügge, mit dem Krahn genau in der angegebenen Höhe.

Ob man zu derselben Zeit bereits die Fundamentirung des Nordthurmes begonnen hatte, ist nicht mit Zuverlässigkeit festzustellen. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts gab das Domkapitel seine Zustimmung, dass „zu Nutz und Ehre des Domes ein ihm zugehörendes unmittelbar neben der Kirche gelegenes Haus nebst Hof und Keller abgebrochen und zu der Domkirche gezogen und dadurch eine gemeine offene Strasse zur Domkirche gemacht wurde.“ Man wird wohl schwerlich irren, wenn man annimmt, der Abbruch des fraglichen Hauses habe stattgefunden, als man die Arbeiten am Nordthurm in Angriff nahm. An diesem Thurm wurde aber nicht weiter gebaut, als eben für den Abschluss des nördlichen Seitenschiffes nothwendig war; gegen 1450 wurden auch die Arbeiten an diesem Thurme eingestellt.

Zu derselben Zeit wurde auch in der Ecke des nördlichen Querschiffes die Treppe, welche nach dem Chordache führte, angelegt, jedoch nur vermittels eiserner Anker an das aufgehende Mauerwerk befestiget. Mit vielfachen Unterbrechungen wurde die Bauthätigkeit an den Aussenmauern des Hauptschiffes und der Kreuzarme mit Abschluss der Portale fortgesetzt.

Im Jahre 1388 war ein Theil des Hauptbaues soweit vorgeritten, dass derselbe mit Altären versehen und für den Gottesdienst eingerichtet werden konnte. Am 7. Januar dieses Jahres wurde bei der Einweihung der neugegründeten Universität eine Messe im neuen Dome gefeiert. Man kam durch den neuen Dom, novum summum, wenn man aus dem hohen Chor sich auf den Domhof und nach der Hachtpforte begeben wollte.¹⁾ Darum wird wohl nicht daran gezweifelt werden können, dass man unter demjenigen andern Bautheile, der vom Volke „neuer Dom“ genannt wurde, einen Theil des südlichen Seitenschiffes zu verstehen hat.

Im Jahre 1454 lesen wir in der Urkunde, durch welche Erzbischof Dietrich von Mörs das tägliche Offizium in der Muttergotteskapelle stiftet, von einem Theile des Domes, der im Munde des

¹⁾ In exitu choris sancti Petri pulsatur cum magna campana et itur per novum summum, per Hachtportz etc. (Mscr. A X, 48.)

Volkes den Namen, „neuer Dom“ führte,¹⁾ sowie von einigen Altären, „die jüngst daselbst errichtet worden.“ Nachdem die Non in der Muttergotteskapelle beendet sei, sollte die Geistlichkeit in Prozession aus dieser Kapelle sich in den neuen Dom begeben, um hier der Messe de sancto Petro oder de tribus regibus beizuwohnen. Dieses Novum summum findet sich auch in dem Kalendarium des custos major angegeben. Am Frohnleichnamstage nämlich, heisst es daselbst, soll sich die Prozession durch den neuen Dom über den Domhof durch die Hachtpforte an der Hohenschmiede vorbei durch die Pfaffenpforte, Trankgasse, am Frankenthurm vorbei durch die Sporgasse über den Domhof wieder in den Domhof zurückbegeben.²⁾ In einer Urkunde vom 3. April 1478 finden wir eine Versammlung von Geistlichen und Weltlichen „in majori ecclesia Coloniensi in novo summo circa altare beati Nicolai.“ In der Universitätsmatrikel findet sich zum Jahre 1485 angegeben: „in primis fuerunt vocati omnes doctores etc. ad comparandum in novo summo majoris ecclesiae Coloniensis.“ Im Jahre 1431 war der Dom schon als Durchgang vom Domhof nach der Trankgasse benutzt worden: „So gingen die zwei durch den Dom nach Hause und man führte den Kläger auf einen Schiebkarren heim.“³⁾

Nach Beilegung der traurigen burgundischen Wirren schien die Sache des Dombaues wieder mit frischem Eifer betrieben werden zu sollen. Die Synode des Jahres 1483 empfahl den Pfarrern und Predigern, die Dombausache dem Volke von der Kanzel herab besonders warm an's Herz zu legen. Nach der Koelhoff'schen Chronik waren die Arbeiten 1499 noch in gutem Gange. Es war

¹⁾ Quod omni die feria sexta tantum excepta alternis vicibus in loco ecclesiae Coloniensis conveniente et contiguo, quem communis populus novum summum appellare solet, ibidem in uno altarium noviter erectorum ad hoc consecrato missa de b. Petro patrono nostro et tribus regibus celebretur etc. (Crombach ann. Col. IV, 154.)

²⁾ Exitur per novum summum per Hachtportz, ante portam dabit pro captivis semel benedictionem, extra portam quater, an der Hohenschmidt versus auream libram semel, versus hortum Mariae semel, extra portam presbyterorum quater, versus frankenthorn semel, itur per spoergassen juxta aulam archiepiscopalem usque ad summum templum (Mscr. A X, 48) — Ind asdann wederumb mit derselver processie hynden uiss durch den nuwen Doym uiss ind wederumb in unsre heren capelle unser lieber frouwen zo Jherusalem by unser heren huys zo ghaen. (Rathsprot. 3, 162.)

³⁾ Ennen, Gesch. der Stadt Cöln, 3 S. 386.

„Baumeister“ Philipp von Oberstein, später Erzbischof Philipp IV., der als magister fabrice sich es sehr angelegen liess, „Neues am Dome zu bauen und Verfallenes herzustellen.“ Man gab aber jede Hoffnung auf, die Kirche nach dem ursprünglichen Plane vollenden zu können. Nicht einmal wollte es gelingen, die Gewölbe über das Langschiff und die Seitenhallen zu schlagen. Man schien zufrieden zu sein, wenn man es erreichte, diese Kirchentheile durch ein provisorisches Dach zu schliessen, die vier ersten Compartimente des nördlichen Seitenschiffes einzuwölben und die für dieses Schiff bestimmten grossen Glasgemälde aufzustellen. Man gelangte zu diesem Ziele, und in den Jahren 1508 und 1509 konnte man dazu schreiten, die Fenster einzusetzen.

Diese Fenster bekunden sich gemäss den darauf angebrachten Wappen als Schenkungen der Grafen von Daun, von Oberstein, von Virneburg, der Landgrafen von Hessen und der Stadt Köln. Das von letzterer geschenkte Fenster ist das dritte von unten; es zeigt oben die Anbetung der Hirten, in der Mitte die Heiligen Georg, Reinold, Gereon und Mauritius, unten rechts Markus Agrippa, mit der Legende auf der Fahne: „Marcus Agrippa ein roemsehe Mann Agrippinam Coloniam eist begann“, links den fabelhaften Helden Marsilius mit den Worten: „Marseiles ein Helde so stoltz Behielt Coellen, sei voeren zo holtz.“ Dass der städtische Magistrat seiner Liebe zu der Grabkirche der hh. drei Könige wirklich durch Schenkung dieses Fensters ein herrliches Denkmal setzte, beweist die Notiz in dem städtischen Ausgaberegister, wonach unter dem 29. März 1508 die Summe von 960 Mark für ein Glasfenster in dem neuen Dome verausgabt worden.¹⁾ Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass der städtische Glaswörter Meister Hermann dieses Prachtwerk angefertigt hat. Es wird wohl schwerlich entschieden werden, ob der im Jahre 1508 verstorbene Stadtmaler Meister Lambert, oder der 1507 viel im Auftrage der Stadt beschäftigte Maler Meister Clais, oder irgend ein anderer hervorragender Kölner Meister, die Entwürfe zu diesem Fenster gemacht hat.

In demselben Jahre, in welchem man die genannten Fenster einsetzte, wurde durch die Nothdächer auf den Seitenhallen, welche

¹⁾ Gegeben vur eyn Glasevynster, die unse heren vaume Raide in den nuwen Doym gegeben haint 960 Mark,

auf den Gewölbpfeilern des Langhauses ruhen, der unvollendete Kirchenraum geschlossen.

Im hohen Chore wurde um diese Zeit das Sakramentshäuschen, wozu Erzbischof Hermann von Hessen in seinem Testamente die Mittel ausgeworfen hatte, aufgeführt. „Ganz nahe am Hochaltar, sagt eine alte Beschreibung dieses Kunstwerkes, auf der Evangelien-seite erhebt sich an der Mauer das prächtige Tabernakel, zur Aufbewahrung des h. Altarssakramentes errichtet. Dasselbe ist in vier-eckiger Gestalt gearbeitet und steigt auf in einer sehr hohen Spitze, indem es allmählich sich verkürzend in einer Spitzsäule schliesst. Der Untertheil ist von einem runden, doppelt in sich verflochtenen bauschig gedrehten Schladertuche umgeben, ist innen hohl, von aussen durch Kreiswindungen, die hier und da durchbrochen sind, mit bewundernswerther Kunst reich verziert. Ueberall sieht man kleine Bildsäulen, die in allen Theilen fein gearbeitet sind. Sie ruhen auf eigenen Säulchen und sind mit Thurmpyramiden und Ueberhängen wie feinen Netzen zierlich überdeckt. Ausserordentlich schwierig wäre es, selbst aus Wachs oder jedem andern weichen Stoffe ein so ausgezeichnetes Werk zu machen, das mit so vielen Bildern, Geschichten, Pyramidchen und andern ähnlichen Zierrathen geschmückt ist.“¹⁾

Von spätern Arbeiten im Innern des Domes ist vor allen die Orgel hervorzuheben, welche 1572 vom Orgelbauer Nicolaus Niehoff gebaut worden. Kaum 25 Jahre nach der Vollendung dieses Werkes war sie durch das Eindringen von Wasser in die Pfeifen fast gänzlich unbrauchbar geworden und im Jahre 1600 wurde sie von ihrem Erbauer einer gründlichen Reparatur unterworfen.

Seit der Eindeckung und Verglasung der Seitenschiffe wurde der Weiterbau nur noch mit schwachen Kräften betrieben; das Jahr 1513 weist meist für Bauzwecke, Löhnung und Kleidung der Werkleute eine Ausgabe von 14,083 Mark 11 Sch. 11 D. nach.²⁾ Allmählich wurden die Baumittel immer schwächer; das Jahr 1559 zeigt eine Einnahme von nur 4922 Mark 10 Sch. 2 D. nach. Mit dem folgenden Jahre trat eine völlige Stockung des Baues ein; Hammer und Meissel ruhten, die Bauhütte³⁾ stand verwaist, der Krah-

¹⁾ Gel. de adm. mag p. 243. — Crombach hist. trium regum.

²⁾ Harless, Archiv I, 17.

³⁾ An der Ecke der Trankgasse und Litsch; wurde im 17. Jahrhundert zur Wohnung des Pfarrers im Pesch umgebaut.

nen blieb unbenutzt; für einen Domwerkmeister war keine Beschäftigung mehr an dem alten Bau und der magister fabricae beschränkte seine Fürsorge auf die nöthigsten Reparaturen.

Von besonderen Schenkungen und Vermächtnissen zu Gunsten der Dombaukasse sind hervorzuheben: Heinrich vom Spiegel im Filzengraben vermachte 1326 der fabrica ecclesiae Coloniensis 25 Mark. Der Markgraf Wilhelm von Jülich dotirte 1341 den von ihm errichteten Hubertusaltar mit zureichenden Renten. Der Domcanonich Wolfram von Kerpen, der sein Grab im Catharinenchor wählte, vermachte der Domfabrik 10 Mark, der Ritter Friedrich von Hönnepel überwies 1356 der Domfabrik den dritten Theil des Zehnten zu Hanselaer, in demselben Jahr wendeten drei Kölner Jungfrauen der Domfabrik eine Schenkung von 60 Mark zu. Im Jahre 1359 vermachte der Pfarrer von Klein-Martin Heinrich vom Hirtze der Domfabrik 50 Mark. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden der Dombaukasse zehn Mark geschenkt. Um das Jahr 1400 gab der Ritter Dietrich von Schwansbell 3000 Gulden zu dem Bau des Domes her. Heinrich Haich vermachte dem Dom 1451 zehn Gulden. Nicolaus von Birkenheim bestimmte 1461 „für den würdigen Bau der Domkirche“ durch testamentarische Verfügung eine Erbrente von 20 Gulden; 1464 vermachte Adolph von der Burg zum „Bau des Domes“ 100 Gulden; 1478 setzte der Aachener Propst Reinhard von Palant in seinem Testamente eine Erbrente von 25 Gulden „zu dem löblichen Bau der Domkirche zu Köln“ aus. Dietrich Perselmann schenkte um 1481 der Domkirche 5 $\frac{1}{2}$ Morgen Ackerland. Im Jahre 1487 übergab der Canonicus von St. Maria ad gradus Gobel Wuscheit von Münstereifel eine Erbrente von 24 Goldgulden „dem heiligen Freunde Gottes St. Peter in Behuf des Baues oder der Fabrik der Domkirche zu Köln aus guter Andacht, willig und klaglos.“ Im Jahre 1620 verordneten Peter de Berghes und seine Hausfrau Elise de Clerq, dass ihre Erben „in ein sicher Ort die Zeit von 20 Jahren die Summe von 400 Rthlr. darstellen, dass dafern inwendig selbigen Termins man würde endigen den Bau, so imperfekt, des Thumbs und vollführen, sollen angewandt werden zum Gebäu gerührte 400 Thlr., in Mangel dessen zu Endt von 20 Jahren die Erben davon frei und ledig sein sollen.“ Weitere undatirte Zuwendungen für den Dom waren: Der Canonich Heinrich von Wolkenburg vermachte dem Dom einige Häuser, die Frau des Karl Rufus, Blithildis, schenkte dem

Dom einige Häuser an der Marspforte, der Vikar Gottfried vermachte dem Dom ein halbes Haus auf der alten Mauer dem Rothen-Wichhaus gegenüber, der Dechant Conrad von Rennenberg schenkte dem Dom ein Haus neben dem Hause „zum Greif“, der Arzt Magister Jacobus wendete dem Dom eine nicht näher bezeichnete Schenkung zu.

Als Bauherren des Domes betrachteten sich der Dechant und die Kapitularen des Domstiftes. In allen Urkunden, welche sich auf den Dombau und die Verwaltung des Domkirchenvermögens beziehen, treten lediglich Dechant und Kapitel handelnd auf; der Propst, der seit der Ausscheidung der propstlichen Höfe, Güter und Einkünfte von denen des Stiftes, sich in die Verwaltung der Stiftungsgüter nicht mehr mischen durfte, wird in keiner dieser Urkunden genannt. Die rechtliche Stellung des Erzbischofs zum Dombau und der Kirchenfabrik war streitig und es dauerte lange, ehe dieselbe durch freundschaftliche Verträge geregelt wurde. Das Kapitel weigerte sich beharrlich, die Ansprüche, welche die Erzbischöfe Walram, Wilhelm und Engelbert auf die Verwaltung des Domkirchenvermögens machten, anzuerkennen und wiesen jede erzbischöfliche Einmischung in Fragen über den Dombau ab. Endlich kam am 25. Juni 1365 zwischen Engelbert und dem Kapitel ein Vergleich zu Stande, nach welchem für die Folge jeder Erzbischof sowohl wie das Kapitel einen Canonich als Provisor der Domfabrik wählen und beide Gewählte in Eid nehmen sollte.¹⁾ Alle Vierteljahre sollten diese Provisoren dem Kapitel und dem Erzbischof oder dem Bevollmächtigten derselben Rechnung legen. Im Jahre 1366 wurde bestimmt, dass die Rechnung statt alle Vierteljahre für die Folge alle Jahre gelegt werden sollte. Das Kapitel band sich nicht lange an dieses Ueber-einkommen; bald kam es auf seine früheren Ansprüche zurück und machte dem Erzbischof jedes Betheiligungsrecht an der Ernennung der Provisoren streitig. Die hieraus entstandenen neuen Zwistigkeiten wurden 1390 durch ein Schiedsgericht dahin geschlichtet, dass es dem Erzbischof zustehen solle, einen Canonich des Kapitels zu wählen, welcher von den Angelegenheiten und Rechnungen der Fabrik Einsicht nehmen und dafür 100 Mark und zwei Talare vom Provisor erhalten solle.²⁾ Der Erzbischof erlaubte sich bald vielfache

¹⁾ Lacomblet, 3, 659.

²⁾ Harless Archiv 1, 55.

Verletzungen dieses Vertrages, und es gelang ihm, die Domfabrik seiner alleinigen Verfügung zu unterstellen. In der Klageschrift, welche der Kölner Rath im Jahre 1419 dem zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten mit dem Erzbischof gewählten Erzbischof Otto von Trier übergab, heisst es: „Da der Erzbischof die fabrika des Domes binnen unserer Stadt an sich gezogen hat und diejenigen, denen die Domkasse anvertraut ist, nicht alle Gelder zum Besten des Baues verwenden, so verlangen wir, dass weder er noch seine Beamten sich um die Dombaukasse bekümmern, sondern dass er diese Sache dem Domkapitel überlasse, dem wir dann Rathsbevollmächtigte beiordnen werden, damit der Bau zu Gottes Ehre vollendet werde, wie er angefangen ist.“¹⁾ In dem von Otto verkündeten Schiedspruch wurde der Frage über die Domfabrik keine Erwähnung gethan: die dessfallsigen Streitigkeiten blieben in der Schwebe, bis im Jahre 1446 durch ein besonderes Uebereinkommen zwischen dem Kapitel und dem Erzbischof Dietrich der Vertrag von 1390 erneuert wurde, doch vorbehaltlich weiterer Anordnungen, welche die beiderseitigen Vertrauensmänner zur Förderung des Dombaues vereinbaren würden.²⁾ Das Kapitel erhob keinen entschiedenen Widerspruch, als für eine Reihe von Jahren sich der Gebrauch festsetzte, dass die ganze Verwaltung der Dombaukasse, die Disposition über die vorhandenen Gelder, die Beaufsichtigung des Baues, die Anstellung des Werkmeisters und der Arbeiter einem Kapitularen übertragen wurde, der mit Zustimmung des Kapitels seine Bestallung vom Erzbischof erhielt und „Baumeister der Kirche zum Dome (fabrice ecclesie Col. magister, rector, provisor et administrator)“ genannt wurde. Im Jahre 1472 finden wir wieder zwei Provisoren, von denen der Erzbischof einen, das Kapitel den andern zu bestellen hatte; letzteres beschloss in demselben Jahre, das Amt des von ihm zu ernennenden Provisors der Domfabrik in der Weise von einem Kapitelsherrn auf den andern übergehen zu lassen, dass dem Dechanten, mit welchem der Turnus beginnen sollte, der Unterdechant und so fort alle zwei Jahre, die im Range nächsten Prälaten, auf die Prälaten aber der bei dem Stift residirende Senior der Canonichen folge, bis die Reihe wieder an dem Dechanten komme.³⁾ Als solche

¹⁾ Actus et processus t. 9. f. 181, 6.

²⁾ Lacomplet 4, 276.

³⁾ Harless, 1, 58.

Baumeister kennen wir: Bernhard von der Burg (de Castro), Winand von Esch, Christian von Erpel, Johann Weissenburg, Johann von Kempen, Goswin von Dorsten, Johann von Krefeld, Johann auf dem Graben, Christian von Erpel Probst von St. Maria ad gradus, Ulrich Kreidweiss, Johann Erwin von Ratingen, Brixius Ebrüer, Pfalzgraf Stephan bei Rhein, Graf Philipp von Oberstein.¹⁾

Als Baumeister in dem eben genannten Sinne wird auch der in einer Urkunde vom 31. Januar 1273 genannte „Ulricus cantor, cui structura fabricae ecclesiae Coloniensis est commissa“, angesehen werden müssen.

Einen ganz andern Geschäfts- und Wirkungskreis hatte der technische Werkmeister, magister operis, auch mitunter magister fabricae, Baumeister des Domes, genannt. Die uns bekannten Dombaumeister waren Steinmetzen, lapicidae, und bei der bildnerischen Ausschmückung des Domes ist ihre Hand ohne Zweifel mit thätig gewesen. Der erste Dombaumeister war der schon oben genannte Meister Gerard von Rile, auch von Kettwig genannt. Nach ihm erscheint am Ende des 13. Jahrhunderts Meister Arnold an der Spitze des Dombaues. Nach Arnold's Tode trat dessen Sohn, Meister Johann ein, welcher im Jahre 1330 starb.²⁾ Nach Johann bekleidete zwei Jahre lang ein gewisser Rütger die Stelle eines Dombaumeisters. Es scheint, dass er der Dombaumeister war, welchem im Jahre 1332 Arnold von Wevelinkhoven das Haus des Flacko, gelegen auf der Stadtmauer, hinter dem auf der Ecke Fettenhennen-Burgmauer gelegenen Hause Isenburg als Amtswohnung anwies.³⁾ Rütger's Nachfolger war der Steinmetze Michael: im Jahre 1364 wird er aufgeführt als „magister Michael lapicida magister operis ecclesiae Coloniensis“; in diesem Jahr erscheint er schon als Vater einer Tochter Lisa, welche von der Stadt eine Erbrente von 20 Goldgulden kauft.⁴⁾ 1387 heisst er „magister Michael lapicida ecclesiae Coloniensis opifex.“ In der betreffenden Urkunde ist die Rede von Michaels Tochter Drutginis, welche sich im Besitz eines stadtkölni-

1) Mscr. A X, 27.

2) In einer Urkunde findet sich: Arnoldus filius magistri Johannis operis ecclesiae Coloniensis, Catharina relicta dicti Johannis, Hermannus filius, Mechtildis; Arnoldus frater Catharinae.

3) Schrein Columbae, clericorum.

4) Urkunde im Stadtarchiv.

schen Rentbriefes über 20 Goldgulden und des Hauses zur Glocke befand und in Brünn an den „magister Heinricus de Gemunden lapicida et familiaris illustris principis marchionis Moraviae“ verheirathet war. ¹⁾ Unzweifelhaft ist diess derselbe magister Michael magister fabricae ecclesiae Coloniensis, der im Jahre 1368 als Eigenthümer des Hauses zum Cranen in der „engen Gasse“ erscheint. In einem Aktenstück, durch welches 1398 „Bürgermeister, Rath und Bürger der Stadt Köln“ vor das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil geladen werden, ²⁾ erscheint unter den Vorgeladenen „Andres, Meister im Tum“; es ist diess Meister Andreas von Everdingen, der noch 1412 als „Werkmeister in dem Doyme zu Coelne“ erscheint! ³⁾ Nach ihm finden wir Meister Nicolas von Büren als Dombaumeister, der 1424 das Bürgerrecht erwarb; in den Akten des Amtleutegerichts der Jahre 1433 und 1436 erscheint „Allheit als uxor magistri fabricae ymme doem, des Meisters in summo.“ In dem für die Steinmetzen und Zimmerleute ausgestellten Zunftbriefe von 1443 findet sich die Bestimmung, dass die Lehrgesellen am „Doyme zu ihrem Ingange, wenn sie an das Amt kommen, dem Domwerkmeister Clais einen rheinischen Gulden, und wenn sie sich selbst als Meister setzen, wiederum einen Gulden zahlen sollen.“ ⁴⁾ Von allen andern Steinmetzen konnte das Amt nur mit zwei Gulden gewonnen werden. Nach Meister Nicolas von Büren, der 1446 starb, erhielt der Gemahl seiner Nichte Sophie Meister Conrad Kuyne die Leitung des Dombaues. Von diesem wird angegeben, dass er ansehnliche Bilder in Stein gehauen und dieselben sowohl innerhalb wie ausserhalb der Domkirche aufgerichtet habe; ⁵⁾ er starb im Jahre 1469. Dem Meister Kuyne war im Jahre 1463 auf die Tagsetzung zu Regensburg das Obermeisterthum für die Steinmetzbruderschaft in dem Gebiete von Niederdeutschland zugestanden worden. Auf diesem Obermeisterthum beruhte es, dass durch einen Schiedsspruch in Streitsachen zwischen den Steinmetzen und Malern 1491 dem „Doymmeister“ ein gewichtiges Wort eingeräumt wurde. ⁶⁾ Johann von

¹⁾ Urkunde im Stadtarchiv.

²⁾ Urkunde im Stadtarchiv.

³⁾ Akten des Amtleutegerichts.

⁴⁾ Urkunde im Stadtarchiv.

⁵⁾ Streitschrift der Steinmetzen gegen die Maler von 1616, im Stadtarchiv.

⁶⁾ Urkunde im Stadtarchiv.

Frankenberg scheint damals Dombaumeister gewesen zu sein. Schon seit dem 14. Jahrhundert nahmen die Steinmetzen in der Dombauhütte, wie schon eben hervorgehoben, eine Ausnahme-Stellung ein: der Zunftbrief des Jahres 1398¹⁾ bestimmt: „wilch meister of broeder des vurs. ampte, de eyns Knechtz behoifde, de mach in den lesten tzwen Jairen eynen anderen Knecht darby myeden, as verre hey des behoifde, ind neyt myn dan veir Jaire, beheltnisse doch dem Doyne ind onser Stadt van Coelne beyden yren Werkkluden yre vryheide, herkomen in alde gewoenden, as dat van alders gewest is.“ Die Domsteinmetzen konnten, wie schon gesagt, das Zunftrecht für die Hälfte des gewöhnlichen Satzes erwerben. Im Jahre 1471 finden wir die Zunft der Steinmetzen und Zimmerleute mit den Werkleuten des Domes in Streit: „Unsere Herren vom Rath haben vertragen, zu urkunden an das Amtleutegericht und andere Gerichte, wo es nöthig wäre, in der Sache, welche die Meister des Steinmetzen- und Zimmerleutamtes gegen die Werkleute im Dom vornehmen, nichts zu thun, bis unsere Herren ihnen weitere Weisung zugehen lassen.“²⁾

Von andern beim Dombau beschäftigten Werkleuten werden noch genannt: Meister Wilhelm, der Domzimmermann, 1351 bis 1361, Meister Tilmann der „polyer“ am Dome, 1467,³⁾ Meister Tilmann, der Domzimmermann, 1485. Vom magister operis, dem politor und dem carpentator des Domes wird in einer Urkunde von 1464 gesagt, dass dieselben ebenso wie die Inhaber der Laienpräbenden zur Pfarrei Pesch gehörten. Im Jahre 1525 finden wir einen gewissen Heinrich als „Polierer im Dom.“⁴⁾

¹⁾ Urkunde im Stadtarchiv.

²⁾ Rathspokolle 2 f. 174.

³⁾ Im October 1467 schrieb Graf Vinzenz von Mörs an den Kölner Rath: „Uns is zu wissen wurden, so wie meister Bruyn uwer werckmeister doitz halver affgegangen is, ind as uwer eirsamheit dann in stat desselven eynen anderen zu stellen hait, bidn wir uwer eirsamheit begerlichen, dat ir uch meister Tilman polyer anme doeme durch unser bede willen gunstlich bevalen wilt lassen syn yn vur eynen werckmeister anzunemen, want derselve uns zu Moerse oich gedyent hait, daerumb ind oich want he syne werck wail kan ind uns dienstlich bewant is yn sonderlinge gerne gevurdert segen, getruwen oich, dat he uch nutz syn sall, ind laist unsere beden genyessen.“ (Herrenbriefe im Stadtarchiv.)

⁴⁾ Kopienbücher, 8. August,

Die Bauhütte des Domes, die sich unter Leitung des Domwerkmeisters zu einer eigenen, corporativ gegliederten, von der Steinmetzzunft völlig unabhängigen handwerklichen Genossenschaft organisierte, entwickelte sich zu einer einflussreichen Bauschule, deren Grundsätze und Anschauungen namentlich bei den kirchlichen Neu- und Reparaturbauten in der Stadt Köln, wie in den Nachbargebieten massgebend wurden. Die Dombauhütte war es vorzüglich, welche die auf französischem Boden entsprossene sogenannte gothische Bauweise in durchaus selbständiger Weise entwickelte, durch deutschen Geist befruchtete, in charakteristischer Weise weiter bildete und zu der Stufe einer von nationalem Geist getragenen Bauweise erhob. Ohne Rücksicht auf den Entwicklungsgang, welchen die gothische Architektur in ihrem Mutterlande nahm, ging die Kölner Schule ihren eigenen selbständigen Weg und schuf bis zu der Zeit, in welcher sie durch die von Italien kommende Renaissance verdrängt wurde, eine Reihe von bauprächtigen Denkmalen, die in ihrer Gesamtanlage wie in ihren Einzelheiten den Charakter eines eigenartigen Sinns und Schaffens an der Stirne tragen.

Die ältesten Bauten, denen unläugbar der Charakter der Kölner Dombauhütte aufgeprägt ist, sind der Dom zu Metz, dann die Kirche St. Vincent zu Metz, weiter die Kirche in Pont de Semmeville bei Chalons, dann das Chor des Domes zu Utrecht, welches im Jahre 1254 von einem in Köln gebildeten Meister begonnen wurde. Ein Jahr später wurde vom Grafen Adolph von Berg der erste Stein zur Abteikirche von Altenberg gelegt. Auch das ist ein Bau, zu dem nach Massgabe seiner Grundanlage und seiner Details der Plan nur von einem Schüler des ersten Kölner Dombaumeisters entworfen sein kann. Eben so ist bei der Stiftskirche zu Cleve unzweifelhaft ein Meister thätig gewesen, der in der Kölner Bauhütte gebildet war. Den Kölner Meister Heinrich von Koldenbach finden wir beim Bau der Katharinenkirche zu Oppenheim thätig. Auch das Chor der Peterskirche in Soest verräth den Einfluss der Kölner Schule. Beim Thurmbau des Strassburger Münsters erscheint 1365 Johann Hültz aus Köln als Werkmeister. Er baute nach eigenem Entwurf den von Erwin von Steinbach begonnenen Thurm dieser Kirche bis zum Helm, 1365; Johann Hültz der Jüngere setzte diesen Bau fort und vollendete ihn 1439. Die Kölner Baumeister Johann und dessen Sohn Simon gingen mit

dem Bischof Alphons von Burgos nach Spanien, um die Facade und Thürme der Kathedrale von Burgos zu vollenden. Ein Werk derselben Baumeister ist die herrliche Karthaus zu Miraflores. Nach den Plänen des Kölner Domes wurde in verkleinertem Massstabe die Liebfrauenkirche de l'Epine bei Chalons sür Marne gebaut. ¹⁾

Der neue Geist, der sich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geltend zu machen und den mittelalterlichen Bestrebungen und Richtungen jede Berechtigung abzusprechen begann, konnte nur geeignet sein, die Indolenz für die Sache des Dombaues zu erhöhen. Dazu kam es, dass die trüben Zeiten eines Hermann von Wied und Gebhard Truchsess wenig dazu angethan waren, die Begeisterung für die Fortführung des Dombaues neu anzufachen und die Beiträge wieder in reichen Fluss zu bringen. Allmählich verlor sich jeder Sinn und jedes Verständniss für die mittelalterliche Bauweise und man würde es für eine Versündigung an dem Geiste der Zeit gehalten haben, wenn man es hätte unternemen wollen, die Ruine des Domes in dem alten Stile herzustellen und zu vollenden. Das Vermächtniss von 400 Rthln., welches Peter de Berghes 1620 für den Dom bestimmte, im Falle derselbe, „so imperfect, im Verlauf von 20 Jahren fertig gebaut werden sollte,“ wird der Dombaukasse nicht zugeflossen sein. Man verstieg sich soweit in der vornehmen Verachtung des Mittelalters, dass man Alles, was aus dieser „finstern Zeit“ herrührte, als Erzeugniss der Verdummung und Finsterniss charakterisirte. Im Vollgefühl der eigenen Unübertrefflichkeit und des erhabenen Standpunktes, den man selbst in Kunst und Wissenschaft einzunehmen wähnte, sah man mit Uebermuth oder mitleidigem Bedauern auf jene düstern Jahrhunderte herab, und was irgend Anspruch auf Bildung machen wollte, musste mit Hand anlegen, die Schöpfung derselben aus dem Wege zu räumen. Sandrart's „Teutsche Akademie“, die lange Zeit hindurch für die ästhetischen Studien als untrügliches Orakel galt, sprach das schärfste Verdammungsurtheil über die deutsche Baukunst aus, welche „keine richtige Ordnung, Proportion und Mass beobachte, voller Unordnung sei und als eine schnöde barbarische Art zu bauen betrachtet werden müsse.“

¹⁾ Boisserée, Der Dom, S. 22 ff.

Nur äusserst Wenige gab es, die wie der Mediziner und Mathematiker Johann Gigas die Grossartigkeit eines gothischen Bauwerkes, wie der Kölner Dom, richtig zu würdigen verstanden. In seinem Bischofskatalog spricht er „vom herrlichen Bau des hohen Domstiftes, desgleichen wenn es fertig würde, ohne Zweifel in ganz Europa nicht zu finden wäre.“¹⁾

Kaum fühlte man noch Lust und Kraft, die wundervollen gothischen Denkmale in leidlichem Zustande zu erhalten. Als die Gothik dem neuen Zeitgeiste zum Opfer gefallen und allerwärts in Verruf gekommen war, bequeme man sich auch in Köln zum Anschluss an Roccoco und Zopf. Man überbot einander am Ueberkleistern, Abhobeln, Gleichhauen und Verstümmeln der vorhandenen alten Kunstwerke.

Im Jahre 1735 liess der Erzbischof Clemens August zwei von den ehemals über der Orgel befindlichen drei Giebelfenstern vermauern; von 1739 bis 1742 wurden mehrere den Vorübergehenden Gefahr drohenden Thurmpyramiden ausgebessert oder gänzlich abgetragen. Von 1748 bis 1751 wurde die Bretterbekleidung des Dachwerkes im Schiff des Domes angefertigt; die Kosten beliefen sich auf 4300 Rthlr. Im Jahre 1744 wurde ein neuer Dachreiter auf dem Chordache, unmittelbar hinter der Vierung aufgeführt und mit zwei Glocken versehen. Im Jahre 1767 wurde die ganze Domkirche durch die Italiener Johann Syrus und Genossen vollaus in neuerem Geschmack illuminirt und übertüncht. Der Hochaltar, der durch das 1633 errichtete Denkmal des h. Engelbert verbaut worden war, wurde 1770 verstümmelt und durch den jetzt noch dastehenden kuppelförmigen Aufsatz verunstaltet.²⁾ Bereits am 23. Januar 1766 hatte man „beliebt und beschlossen, einen neuen hohen Altar und zwar nur mit einem mittleren Tabernakel, sonst aber ganz offen und frei, auch ohne colonnes à la Papale, nicht weniger zwei neue Neben- oder Seitenaltäre von Marmorstein fertigen zu lassen.“³⁾

Das an der westlichen Schlusswand des Chores errichtete prachtvolle Grabmal des Erzbischofs Wilhelm von Gennepe wurde zerstört,

¹⁾ Mscr. II, 15.

²⁾ Der noch im Dombaubureau ruhende Plan hierzu ist unterzeichnet: E. Feyn, architecte; approbatum in capitulo Metropolitano Coloniensi hac prima Octobris 1767.

³⁾ Domblatt N. 111.

um bequemen Raum für eine Thür in diese Wand zu gewinnen. Die werthvollen gemalten Glasfenster unter dem Laubgange der obersten Fenster und in der untern Seitenkapelle wurden entfernt und durch ordinäres weisses Glas ersetzt. Die um das Chor gehende durchbrochene Steingalerie wurde zerstört und an ihrer Stelle ein Eisengitter in neuerem Geschmack aufgerichtet. Allerwärts, wo eine Reparatur vorgenommen, irgend ein Monument aufgestellt, ein neuer Altar errichtet wurde, gab man sich alle Mühe, den Gegensatz zu der Anforderung des Stiles, in welchem die Kirche erbaut war, oder zu den alten ursprünglichen Ornamenten und Denkmälern des Domes so schreiend wie möglich zu machen. Den grössten Frevel verübte der blinde Vandalismus an dem links vom Hochaltar stehenden Sakramentshäuschen. Dieses Meisterwerk der architektonischen Skulptur musste im Jahr 1768 dem entarteten Geschmack zum Opfer fallen und unter den Hammerschlägen einer vandalischen Rohheit zusammenstürzen. Die zerschlagenen Bruchstücke wurden grössten Theils als Schutt in den Rhein gefahren. Der siebenzehnjährige Wallraf rettete einzelne Stücke dieses Prachtwerkes und reihte dieselben seiner Sammlung von Antiquitäten und Kunstsachen ein. Er bekundete hierdurch, dass er der einsichtsvolleren Minorität des Domkapitels beistimmte, die in dem vom 81jährigen Stimmmeister und erzbischöflichen Rath Dr. Constantin Gruben verfassten Klageliede ¹⁾ über die Zerstörung dieses Kunstwerkes seine Berufung

¹⁾ Dieses Klagelied lautet:

Vale tabernaculi in Agrippinensi aede metropolitana.

Sta,	divino ducta flamine,
qui toties stetit	raro conamine,
fixus stupore	architecturae fastigium,
et vidisti	artis prodigium,
fabricae meae praestantiam:	insatiabile
nunc	oculorum pascuum,
transfixus dolore,	impenetrabile
dole precipitantiam,	figurae mysterium
qua motu praevolante	mundi miraculum,
nec ante	coeli tabernaculum.
ponderato rei pretio	Vah! qui non respicis
immature consilio,	sed despicias
vix medio probante concilio	decorum domus dei
metropolitana sustulit,	dum ei,
quod manus protulit	quam solam sola possidet,

an die Nachwelt niedergelegt fand. Verschiedene andere Reste kamen später in Wallraf's Besitz und befinden sich jetzt im städtischen Museum. Diese Ueberbleibsel ruhen hier als ein stummer Zeuge des rohen Vandalismus, der im vorigen Jahrhundert die kostbarsten mittelalterlichen Kunstschöpfungen zerschlugen.

tollis margaritam
pretiososam et avitam.
Bisterno ferme saeculo
fui stupori populo,
splendor antiquitatis.
Nunc in momento pereo
et in fragmentis jaceo
victima novitatis.
Sed artifices novelli,
quidquid novi, quidquid belli
vel ex auro congesserint,
meae tamen dignitatis
et mirandae raritatis

umbram vix expresserint.
Haec dam praedico,
valedico
meo quondam spectatori,
amatori et cultori,
tu memori dignare
me mente conservare
usque dum videris,
inlustriorem
et subtiliorem
structuram operis.
Vale.

Von Einigen wurde dieses Klagelied dem Dombherrn Dr. Johann Thomas von Quentel, Propst von St. Severin, Präsidenten des kurfürstlichen weltlichen Hofgerichtes, zugeschrieben. Eine im Stadtarchiv ruhende Copie bezeichnet aber ausdrücklich den Dr. Gruben als Verfasser. Es heisst hier: Praesentis ipso anno destructionis 1768^{vo}. in pulpito authoris post obitum reperti, et quod mirandum aetatis suae anno octuagesimo primo concinnati et manuscripti epitaphii auctor est consultissimus dominus Constantinus Gruben, quondam serenissimae s. R. i. principis electoris Coloniensis consiliarius referendarius utrimque actualis, pro tempore vero imperialis civitatis Coloniensis senator et censor primarius necnon rei militaris ut et cassae annonariae commissarius resp. deputatus, status civici colonellus et hospitalis in Revilien provisor senior necnon juris utriusque Romae in antiquissima universitate more solenni promotus doctor.

III.

Der Fortbau des Domes.

Die grösste Gefahr für den Bestand des Domes trat ein, als beim Einrücken der französischen republikanischen Truppen das Kapitel sich mit den Schätzen seiner Kirche flüchtete und der Gottesdienst im Dome ganz eingestellt wurde. Gleich nach dem Einzug der Franzosen in die Stadt Köln, im Herbst des Jahres 1794, versuchte man es, den Dom all seiner herrlichen Skulpturen und seiner kostbaren gemalten Fenster zu berauben. „Sogar unser an seinen ältesten Schätzen und wichtigsten Monumenten jetzt so entblösstes, aber noch immer dem Kennerauge würdevolles Domgebäude, berichtet Professor Wallraf, stand der nächsten Gefahr der Zerstörung seiner bilderreichen Umgebungen und dem Raub seiner Fenstergemälde ausgesetzt. Die Domkirche war in der augenscheinlichsten Gefahr, sich von hiesigländischen Revolutionärs ihrer prächtigen Glasmalerei, ihrer alten inneren und äusseren Statuen und einzigen gothischen Ornamente beraubt zu sehen. Ein grosser Theil ihrer kleineren Bedachung und mehrere ihrer grossen bronzenen Grabmale der Erzbischöfe sind wirklich zerschlagen und verschmolzen worden.“ Den angestrengtesten Bemühungen Wallraf's gelang es, den Dom vor der ihm drohenden Ausplünderung und Verwüstung zu schützen. Zwei Jahre später, im November 1796, musste auf Befehl der republikanischen Regierung in Paris der Gottesdienst im Dom eingestellt und in die Peschkirche verlegt werden, der Dom selbst wurde zur Lagerung von Korn und Fourage für die französische Armee in Besitz genommen. Im darauffolgenden Jahre 1797 wurden hier einige Tausend österreichische Kriegsgefangene untergebracht. Diese armen Leute, denen nicht einmal die allernothwendigsten Nahrungsmittel gereicht wurden, sahen sich gezwungen, Bänke, Betstühle und andere Kirchengерäte zu zerschlagen und zu

verbrennen, um ihre erstarrenden Glieder zu erwärmen und die Victualien, welche die Bemittelten unter ihnen für ihr gutes Geld hatten kaufen lassen, zu kochen. Als im Jahre 1801 das Napoleonische Conkordat eine neue kirchliche Organisation festsetzte, und man aus den für Nationalgut erklärten Stifts- und Klosterkirchen einige wenige den neuumschriebenen Parochialsprengeln als Pfarrkirchen überwies, wurde der Dom zur Pfarrkirche für denjenigen Stadtbezirk bestimmt, der früher grösstentheils zu St. Paulus, zum Pesch, zu St. Johann in curia und zu St. Lorenz gehört hatte. Das französische Gouvernement hatte Scheu getragen, Hand an dieses gewaltige Werk mittelalterlicher deutscher That- und Schöpferkraft zu legen, und selbst Napoleon, dessen Lust und Interesse es war, rücksichtslos jede Erinnerung an die von ihm zerstörten Reiche und Zustände zu vernichten, konnte sich nicht entschliessen, dem Ansuchen des Aachener Bischofs Berdolet zu willfahren und die gänzliche Abtragung der Steinmasse des Domes zu verfügen. Für die Dom-Kirchenfabrik, der in Folge der französischen Gesetze über die Stifts- und Klostergüter sowie des Säkularisations-Dekretes das gesammte Vermögen des alten Domstiftes entzogen war, und die sich lediglich auf die Einkünfte der alten Pfarrkirche von St. Lorenz angewiesen sah, war es eine völlige Unmöglichkeit, mit den ihr zu Gebote stehenden dürftigen Mitteln den gewaltigen Bau in leidlichem Zustande zu erhalten und vor gänzlichem Verfall zu bewahren. Auch die Stadtgemeinde, deren finanzielle Verhältnisse sich in einer trostlosen Lage befanden, war ausser Stande, diejenigen Zuschüsse zu leisten, welche die nothdürftige Instandhaltung der Dächer, Dachrinnen und Mauern erforderte. Die Summe von einigen Hundert Napoleond'or, welche die Kaiserin Josephine im Jahre 1804 bei einer Besichtigung des Domes zur Ausbesserung dieses ruinenhaften Baues schenkte, waren nicht zureichend, um dem raschen Verfall der einzelnen Bautheile Einhalt zu thun. Als Napoleon angegangen wurde, die erforderlichen Herstellungs- und Unterhaltungskosten zu bewilligen, erklärte er, dass die Staatskasse nicht in der Lage sei, die nöthige Summe für kirchliche Zwecke herzugeben.

Je länger man die Reparatur aufschob, desto bedrohlicher gestalteten sich die Schäden. Endlich im Jahre 1807 entschlossen sich Kirchenvorstand und Stadtgemeinde, zur Verhütung eines gänzlichen Zerfalls die nothwendigsten Ausbesserungen vornehmen zu lassen.

Der Kostenanschlag, den die Bauverständigen Schmitz und Odenthal zur Reparatur der Dächer, des Chores, der Seiten-Chörchen, der Schiffe und des Thurmes der städtischen Verwaltung einreichten, belief sich auf 23,540 Franken 90 Centimes. Die Summe von 19,652 Franken wurde bewilligt und verausgabt. ¹⁾

Mittlerweile hatte sich auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst eine Richtung geltend gemacht, welche die Frage der Kölner Domrestauration mehr aus dem Gesichtspunkte ästhetischer und künstlerischer Interessen, als aus Rücksichten der einfachen, nüchternen Nothwendigkeit in's Auge fasste. Das Kölner Riesenwerk, an dem die deutsche Baukunst ihre herrlichsten Triumphe gefeiert, und das als die grossartigste Schöpfung genialer Kraft und stolzen Selbstbewusstseins dastand, hatte mehrere Menschenalter hindurch in einem trostlosen ruinenartigen Zustande des Zeitpunktes geharret, wo der frische Hauch eines längst entschwundenen Geistes die deutschen Künstler wieder in die so lange verkannte und verachtete Richtung, welcher der Dom seine Entstehung verdankte, einweisen würde. Der Dom, der in seinem damaligen Zustande ein trauriges Zeugniß von der Verkommenheit des deutschen Geistes und der Zerfahrenheit des deutschen Wesens auf dem Gebiete der Kunst gab, war gerade das Werk, welches wie ein ernster, strenger Mahner aus längst vergangenen Zeiten einige der edelsten und empfänglichsten Geister der deutschen Nation darauf hinwies, was die deutsche Kunst gewesen und wie tief sie gesunken, welche tiefe und gewaltige Gedanken sie im Mittelalter erzeugt und in Stein verkörpert hatte, und bis zu welcher Gedankenarmuth die Gegenwart verkommen war, welcher anregende poetische Geist aus den herrlichen Pracht- und Riesenbauten des Mittelalters wehe, und welche nüchterne, verflachte Auffassung in allen Werken der neuern Architektur sich kund gebe. Diese wenigen Geister, die Herz und Verständniß für die mittelalterliche Bauweise hatten, fühlten sich durch den Anblick der wundervollen gothischen Bauten aufgefordert, die Nation aus ihrer geistigen Erstarrung zu wecken und derselben die Werke der alten Meister als Gegenstand eines ernsten Studiums und als Muster für die eifrige Nachahmung vorzuhalten und zu empfehlen. Die ersten und begeistertsten Bewunderer der mittel-

¹⁾ Die bezüglichen Akten im Stadtarchiv.

alterlichen Kunst waren Georg Forster und Friedrich von Schlegel. Forster wies darauf hin, dass nur die Rückkehr zu den alten Vorbildern die Kunst vor gänzlicher Verkommenheit und Versumpfung retten könne. In dem wilden Treiben der Revolution konnte sein eindringliches Mahnwort keine tiefgreifende Wirkung ausüben. Doch Einen gab es, bei dem es verwandte Saiten anschlug, und der mit dem ganzen Feuer seines Wesens den Forster'schen Ideen Bahn zu brechen und Anhänger zu verschaffen sich bemühte. Es war dies Friedrich von Schlegel. Mit Muth und Begeisterung trat er gegen den noch allmächtigen Classizismus für die Romantik in den Kampf. Er eröffnete die Bahn der strengen Kunstkritik in den Reflexionen über die Erzeugnisse der altdeutschen Kunst. Den akademischen Stil wollte er verbannen und die deutsche Baukunst wie Malerei wieder mit ihren Motiven und Formen auf nationalen Boden verpflanzen. Nur auf deutscher Grundlage sollte die Kunst ihren eigenthümlichen Charakter retten und sich zur Idealität emporschwingen. In dem Studium der Kunstschatze, welche die französischen Eroberer in unermesslicher Fülle nach Paris zusammengeschleppt hatten, fand er reichliche Nahrung für sein Streben. Um dem trostlosen Wirrwarr der deutschen Kleinstaaterie zu entfliehen, und um die Sammlungen des Louvre aus unmittelbarer Anschauung zu studiren, begab er sich im Jahre 1802 nach Paris. Von Natur mit einer hervorragenden Anlage für das Urtheil über das Kunstschöne ausgestattet, hatte er durch die Betrachtung der reichen Kunstschatze Dresdens seinen Geschmack gebildet. Er hatte der freudigen Hoffnung gelebt, dass in Paris durch den ersten Consul die Herrlichkeit des grossen karolingischen Reiches sich erneuern werde. Bitter fand er sich getäuscht. Dagegen fand er in der Napoleonischen Sammlung die trostvolle Ueberzeugung, dass der deutsche Geist auf dem Gebiete der Kunst das Uebergewicht, welches er vor Jahrhunderten besessen, wiedergewinnen könne.¹⁾

In Paris bildete Schlegel einen kleinen Kreis von deutschen Gelehrten und strebsamen Männern, und es gelang ihm bei der Universalität seines Wissens, die Anerkennung deutschen Geistes und deutscher Gelehrsamkeit unter den Franzosen anzubahnen, welche im Verlauf unseres Jahrhunderts so erfreuliche Fortschritte

¹⁾ Blömer, im Domblatt des Jahres 1847, N. 25 u. ff.

gemacht hat. Auch das, was das christliche Mittelalter auf dem Gebiete der verschiedenen Kunstzweige geleistet, fand an ihm in gleicher Weise den beredtesten und begeistertsten Verehrer und Fürsprecher, und wurde von ihm in seinem hohen, fast allgemein verkannten Werthe der erstaunten Welt überzeugend vorgeführt. In Paris schlossen sich drei Kunstfreunde aus Köln, die beiden Brüder Boisserée und Bertram, junge, unternehmende Männer, an Schlegel an. Der persönliche Verkehr mit diesen jungen Kunstfreunden scheint nicht ohne Einfluss auf Schlegels Entschluss geblieben zu sein, auf seiner Rückreise nach Deutschland die Stadt Köln zu berühren, um hier die vornehmsten Denkmale der gothischen Baukunst durch eigene Anschauung kennen zu lernen und zu würdigen.

Der ältere der Brüder Boisserée, Sulpiz, der ursprünglich für die Kaufmannschaft bestimmt war, sich bald aber für die gelehrte Laufbahn entschloss, hatte sich von früher Kindheit an in ganz besonderer Weise von den herrlichen kirchlichen Bauten der Stadt Köln und den darin aufbewahrten Schätzen der mittelalterlichen Malerkunst angezogen gefühlt. Diese Vorliebe für die Zeugen der hohen Bedeutung der mittelalterlichen Kunst wuchs in dem Masse, in welchem die Zahl der kirchlichen Bauten, die öffentlich versteigert und dann niedrigerissen wurden, zunahm. Vor allen war es die Domkirche, der Sulpiz Boisserée seine Neigung und seine Studien in ganz besonderer Weise zuwandte. Ein besonderer Reiz lag für ihn darin, sich eine klare Vorstellung von der überwältigenden Majestät und Schönheit des Domes zu machen, wenn derselbe in der Vollendung, in welcher der Plan desselben in dem Geiste des ersten Baumeisters entstanden war, vor den Augen seiner Zeitgenossen stände. Der Hoffnung, den Ausbau dieses Riesenwerkes jemals unternommen zu sehen, wagte er kaum im Ernste Raum zu geben. Es schien ihm „ein dem Ruhme der Vorfahren gebührendes, allen wahren Kunstfreunden willkommenes Unternehmen, wenn er wenigstens im Bilde auszuführen suchte, was das Missgeschick der Zeiten in der Wirklichkeit nicht hatte zu Stande kommen lassen.“ — So kam im Jahre 1810 bei ihm der Entschluss zur Reife, den Dom in seinem derzeitigen Bestande sowohl wie in der vom ersten Baumeister projektierten Vollendung zum Gegenstand eines grossen beschreibenden architektonischen Werkes zu machen. Er glaubte,

einzig und allein auf diese Weise zur Beantwortung der so oft aufgeworfenen Frage nach dem Ursprung, dem System und der Ordnung der gothischen Baukunst eine sichere Grundlage zu legen. Er war überzeugt, dass er nur dann, wenn man eines der Hauptdenkmale dieser Kunst bis in alle einzelnen Theile auf das Genaueste untersucht, und alle bei der Aufführung desselben befolgten Grundsätze erforscht habe, gelingen könnte, einerseits den Ursprung der hier gefundenen Grundsätze zu entdecken, andererseits die weitere Entwicklung derselben bis zum Verfall, mithin das System in seinem ganzen Umfange sammt seinen verschiedenen Abweichungen und Veränderungen nachzuweisen. Zu diesem Zweck nahm er selbst die sorgfältigsten Messungen vor, liess dieselben zur grösseren Sicherheit und Genauigkeit von tüchtigen Baumeistern wiederholen, entwarf die Risse nebst den nöthigen Ergänzungen und unterzog sich den ausgedehntesten, auf seinen Zweck bezüglichen historischen und antiquarischen Forschungen. Es lag ihm daran, ein Werk herzustellen, welches auch bezüglich der äusseren Ausstattung des Baues, zu dessen Verherrlichung es dienen sollte, würdig erscheine. Die Zeichnungen liess er von den hervorragendsten Architekturzeichnern Deutschlands, Quaglio, Fuchs, Moller, Schinkel und andern unter seinen Augen ausführen. Ein erfahrener Baumeister, Schauss, besorgte den Grundriss. Die Ausführung der Kupferplatten übernahmen die durch viele vorzügliche Arbeiten rühmlichst bekannten Kupferstecher Darnstedt, Duttonhofer, Haldenwang, Sellier, Reville, Leisnier und Bigant.¹⁾

Schon im folgenden Jahre hatte er Gelegenheit, seine Zeichnungen der Kaiserin Maria Louise im Kapitelhause, welches damals noch in dem alten Zustande erhalten war, zu zeigen und zu erklären.

Noch ehe Boisserée mit der Ausführung seines grossen Prachtwerkes begann, war es ihm gelungen, den Kirchenvorstand der Dompfarrei zu bestimmen, dass derselbe in den Jahren 1808 und 1809 die nöthigsten Reparaturen mit einem Kostenaufwand von 6890 Franken 3 Centimes ausführen liess. Bald zeigte es sich, dass diese Restaurationsbauten in keinem Verhältnisse zu den bedrohlichen Schäden des gewaltigen Bauwerkes standen. Boisserée, der bei den

¹⁾ Prospekt zu Boisserée's Domwerk.

Arbeiten für sein Werk Tag für Tag Gelegenheit hatte, sich von dem in raschem Fortgange zunehmenden Verfall des Domes zu überzeugen, ruhte nicht, bis die Gemeindevertretung die Frage über eine durchgreifende Ausbesserung des Domes in ernstliche Erwägung zog. Im Sommer 1811 wandten sich die Kirchmeister der Dompfarre an den Maire und ersuchten ihn, durch Sachverständige eine Besichtigung vornehmen zu lassen und für zureichende Instandsetzung sorgen zu wollen. Auf Boisserée's Betreiben wurde der Darmstädter Baurath Georg Moller, der als ein äusserst „gründlicher Kenner der meisten grösseren antiken und modernen Gebäude, namentlich aber der sogenannten gothischen Kathedralen, vor allen des Strassburger Münsters“, galt, von Seiten der Stadt beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Baumeister Leidel und dem Stadtbaumeister Schmitz die Bauschäden, namentlich am westlichen Giebel des Chores sowie an dem Dachthürmchen, zu untersuchen. Bei der am 30. September im Beisein einer Municipalitätscommission und des Domfreundes Sulpiz Boisserée vorgenommenen Besichtigung ergab sich, „dass der letzte grosse Balken nach Westen, worauf eine Seite des Thurmes ruhte, durch die Last des Thurmes nach Süden hin gesunken und ganz zerbrochen war, dass man vor mehreren Jahren, um diesen Schaden zu heben, den gebrochenen Balken mit schmalen Sparren verbunden und nebst den drei andern Balken, worauf der Thurm stand, mit Spriessen gegen die beiden Seitenmauern gestützt hatte. Es fand sich, dass die Mauern des Chores an beiden Seiten aus ihrem senkrechten Stand gewichen, wodurch sowohl im Gewölbe als in der Giebelmauer mehrere bedeutende Risse entstanden waren. Es stellte sich ferner heraus, dass der Thurm eben durch jenen Bruch des Balkens und wegen seiner eignen schlechten Construction bedeutend nach der Südwestseite gesunken und überhängend war“. Die ganze Construction des Thurmes wurde in allen ihren Theilen »sehr fehlerhaft und schwach, die sechs Hauptpfosten und das meiste Holzwerk desselben vom Wurm angefressen und aus der Verbindung gelöst befunden«. »Um weiteres Einreissen der Schäden und einen Einsturz des Thurmes und des Chorgewölbes zu verhüten, wurde vorgeschlagen, den Thurm abzutragen, die Spriessen unter den Balken durch eine zweckmässige Construction zu ersetzen und bei Errichtung eines neuen Thurmes einen frischen Durchzug zu legen; dann, um fernerm Weichen der Mauern und weiterem

Reissen des Giebels und Gewölbes vorzubeugen, die beiden freistehenden Mauern, welche den Anfang zum Kreuz der Domkirche bildeten und damals als Widerlagen des letzten Bogens des Giebelgewölbes dienten, durch einen starken, inwendig zweckmässig angebrachten eisernen Anker zu verbinden.“¹⁾

Es scheint, dass man des Kostenpunktes wegen auf eine nähere Erwägung dieser Vorschläge verzichtete. Die Stadt war völlig ausser Stande, die zur Ausführung dieses Restaurationsprojektes erforderlichen Mittel auf ihr Budget zu übernehmen, und von der Staatskasse, die ihre höchste Noth hatte, die immer höher sich steigern- den Kriegsbedürfnisse zu befriedigen, war auch nichts zu erwarten. So nahm der Verfall immer mehr zu, bis bei dem Zusammenbrechen der französischen Gewaltherrschaft die Aussicht auf eine Neubildung des deutschen Reiches auch die Hoffnungen der Domfreunde neu belebte. Als im Juli 1814 die hohe Generalität der Allirten nach Köln kam, nahm Sulpiz Boisserée jede Gelegenheit wahr, um in den durch Köln reisenden Fürsten und Heerführern warmes Interesse für den Dom zu wecken. „Der Kronprinz von Preussen, schrieb er am 17. Juli an seinen Bruder Melchior, war gestern hier, und ich begleitete ihn in und auf den Dom und durch die ganze Stadt. Du kannst Dir nicht denken, welche Freude er hatte, und wie vernünftig und gründlich Ancillon und Knesebeck das Nächste und Nöthigste auffassten, was für unsere Alterthümer zu thun sei. Der Kronprinz wollte nun eben gleich den Dom ausbauen. Als wir oben um das Chor gingen, konnte er sich gar nicht mehr halten, und die übrigen Herren mussten gestehen, dass nach so vielen grossen Werken, die sie nun in Frankreich, in den Niederlanden und in England gesehen, dieses den Triumph davon trage. Knesebeck und Ancillon waren schon unten gleich darüber einig, dass, sowie das Land preussisch würde, das Gebäude wieder in den besten Stand gesetzt werden müsse, wie ich es ihnen von Strassburg und andern Orten erzählte; und dass zweitens alle umgebenden Häuser herunter müssten; beides sei ausführbar und müsste gewiss geschehen. Den ganzen Morgen brachten wir im Dom zu. Das Frühstück war kaum geendet, als der Kronprinz sich wegen des Ausbleibens von Knesebeck vor Ungeduld kaum mehr halten konnte;

¹⁾ Akten im Stadtarchiv.

wir gingen endlich hinten am Garten heraus, und als er die erste Ecke des Thurmes über die Häuser hervorragen sah, schrie er laut auf: Herr Jesus, da ist der Dom schon! Nun wanderten wir zu der Drachenpforte, hier kehrte sich der Kronprinz gleich zu den andern Herren und sagte: Sehen Sie, dass das viel herrlicher ist, als Alles, was wir gesehen! Man überliess sich der Betrachtung dieses riesenhaften Torso der altdeutschen Baukunst, und während ich die Schlüssel holte, machte man die Runde um das ganze Gebäude bis zum Haupteingang. Von hier aus ging's zu den Glasgemälden im Schiff, dann in's Chor, von da zum Bild, zum Sarge der drei Könige und endlich hinauf auf den Gang oben ums Chor bis auf das Dach.“¹⁾

Aus diesem Briefe ist zu konstatiren, dass der für alles Schöne und Edle leicht empfängliche und begeisterte Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, dem Gedanken an einen Ausbau des Kölner Domes in einem engen Kreise hochgebildeter Männer zuerst Ausdruck gegeben hat. Ein halbes Jahr später malte Joseph Görres dem deutschen Volke die Verwirklichung dieses Gedankens als die Grundlage für die Erreichung der allgemein angestrebten nationalen Einigung und Wiedergeburt in markigen Zügen aus. „Es sind der Reden viel“, schreibt er, „gegenwärtig in gemeinem Umlaufe von grossen Denkmälern, die der Zeit errichtet werden sollen. Die Riesensäule soll, aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfeld an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen sollen sich dort erheben, und grosse Wasserwerke Deutschland durchziehen; der Rhein soll auf allen seinen Inseln Bilder und Säulen hegen. Der Wille ist gut und der Vorsatz lobenswerth, aber wenn wir nun unsere Armuth zusammengetragen, ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzosen nachgeahmt, wie wir auch unbewusst gethan, als wir die Plätze unserer Städte und unsere grossen Männer im besten Willen, sie zu ehren, jüngst umgetauft. Wollen wir deutsch verfahren, dann wenden wir vorerst die Kraft, die eitel nach Aussen sich verbreiten möchte, gegen uns selbst zurück; wir lassen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unser Inneres und es durchwärmen; wir reichen einer dem andern die Leuchte

¹⁾ Sulpiz Boisserée Bd. 1 S. 125 ff.

hin, dass auch er sein Licht daran entzündet; wir legen selber Hand an uns, wie der Künstler sie an Erz und Steine legt, und wenn wir es dann zu einer rechten Gestalt gebracht und uns in einem Willen an einander schliessen, dann ist unser Volk selber eine leuchtende Ehrensäule, wie noch keine in der Geschichte gestanden hat. Und hat das Innere erst sein Recht erlangt, dann mag es auch dem Aeussern wohl zu Theil werden, und das Leben kann sich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es spielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängstlich und knechtisch darum ringen muss. Am liebsten wird es dann der Vergangenheit sich zuwenden, eben weil es seine Eitelkeit nicht sucht, und was sie Grosses wegen allzu mächtiger Gewaltthätigkeit der Idee unvollendet zurückgelassen, ergänzen und vollenden wollen, indem es dasselbe wie ein heiliges Vermächtniss betrachtet, den spätern Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein solches Vermächtniss ist der Dom in Köln, und ist auch in uns die deutsche Ehre aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende gebracht und den Bau vollends ausgeführt haben.

Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herabbeschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert wie beim Sterbenden oder Ungeborenen um die gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein vieltausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsern Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, dass so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher, sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat.

2 | Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliehen, und also hat der zürnige Geist geflucht: so lange soll Deutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt, und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung und bescheidene Selbstverleugnung wieder tauglich geworden, solche

Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrsagenden Stimme gelacht, und bei sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch eigenen Verstand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns ist er zur Vollziehung gekommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns selbst besonnen haben, darum ist auch der Ruf an uns ergangen, zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich, H. von Kotzebue, Weinbrenner, Wiebeking, und wie sie alle heissen, die mit Plänen zu Monumenten sich abgegeben, Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres werden sie nicht ersinnen, als dieses in höchster Künstlichkeit einfachste Werk, das uns in jenem Dome vor Augen steht. In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit, ist es ein Bild gewesen von Deutschland, seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen.

Die anarchische Zeit, die zwischen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als sei sie dem Bösen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie hier im Bilde wieder an, wo die letzten der guten Zeit abgelassen. Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind. Wenn die Kräfte Deutschlands zur Vollendung sich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit grosser Anstrengung so weit hinausgeführt. Nicht leicht und luftig soll man das Vorhaben nehmen, wie man seither in solchen Dingen gewohnt gewesen, als Gegenstand eines müssigen Hin- und Herredens, nein, verständig soll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann, wann die Ausführung gesichert ist, werththätig zur Vollziehung schreiten. Es ist nicht das Werk eines Menschenalters, noch kann es der Armuth angemuthet werden. Darum sei hiermit die erste Anregung nur gegeben und der Vorschlag künftiger Berathung der Nation empfohlen!“

Dieser Mahnruf, der dem Gedanken des Kronprinzen und den heissesten Wünschen Boisserée's so beredten Ausdruck gab, war nicht im Stande, eine nationale Begeisterung für die Vollendung des Kölner Denkmals deutscher Kraft und Einigkeit zu wecken. Nicht einmal in Köln selbst fanden sich Männer, die sich hätten ent-

schliessen wollen, die Frage über die Ausführbarkeit des Görreschen Aufrufs in ernste Erwägung zu ziehen. Man blieb unthätig und glaubte, das Schicksal der Domkirche vertrauensvoll dem guten Willen der preussischen Regierung überlassen zu sollen.

Im April 1816 ersuchte der Oberbürgermeister von Mylius den Oberpräsidenten Grafen von Solms-Laubach, von der Staatsregierung die Summe, welche nach dem vom Bauinspector Elsner gemachten Kostenanschlag für die nöthige Reparatur der Domkirche erforderlich war, erwirken zu wollen. Anfänglich verwies der Graf Solms den Petenten auf die Stadtkasse und die Mildthätigkeit der Bürgerschaft. Als die städtische Verwaltung durch Bewilligung einer Summe von 13,000 Franken zur Dachreparatur ihr Interesse für das baulose Gotteshaus bewährt hatte, entschloss sich der Oberpräsident, das Ansuchen des Herrn von Mylius beim preussischen Ministerium mit Wärme zu befürworten. Auf Grund dieser oberpräsidentlichen Vorstellung begann man sich in Berlin ernstlich mit der Kölner Domangelegenheit zu beschäftigen. Der Kronprinz wird nicht theilnahmlos geblieben sein bei der Frage über eine Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, und wofür er sich bei seiner persönlichen Anwesenheit am Rheine so warm interessirt hatte. Ehe sich der König für etwas Bestimmtes entschied, ertheilte er dem geheimen Oberbaurath, späteren Ober-Landes-Baudirektor Schinkel den Auftrag, den baulichen Zustand des Kölner Domes an Ort und Stelle zu untersuchen und die Ergebnisse seiner Wahrnehmungen und Ueberzeugungen der Staatsregierung zu fernerer Beschlussfassung vorzulegen. Wenn Einer, war Schinkel der Mann, in dessen Hand das Schicksal des Domes gesichert schien. Er war ein genialer, kenntnisreicher, hochgebildeter Künstler, der neben dem Bewusstsein seiner eigenen Tüchtigkeit auch Bescheidenheit und Unbefangenheit genug besass, um den grossen Meistern des Mittelalters ihr volles Recht zu geben und die hervorragenden Werke der romanischen und germanischen Baukunst der Regierung zur sorgfältigen Erhaltung und den Bauverständigen zu ernstem Studium zu empfehlen. Schinkel machte sich keine Täuschungen über die grosse Schwierigkeit seiner Aufgabe und die schwere Verantwortlichkeit, welche er der Mit- und Nachwelt gegenüber auf sich lud. Er wusste recht wohl, dass der Dom ein Bauwerk war, zu dessen stilgetreuer Herstellung für einen Techniker das gewöhnliche Mass des Wissens

1.8.

nicht ausreicht. Hier galt es, sich von den der damaligen Bauschule geläufigen Gesetzen loszusagen und mit voller Kraft und frischer Begeisterung sich mit Bauprinzipien vertraut zu machen, die seiner ganzen seitherigen schaffenden Thätigkeit völlig fremd waren. Schinkel übernahm den ihm ertheilten Auftrag mit Muth, Selbstvertrauen und dem Bewusstsein, einer guten Sache zu dienen. Gegen Ende August 1816 traf er in Köln ein. Er unternahm hier unter Zuziehung des Königlichen Regierungsrathes, des Königlichen Bauinspektors, des Domschieferdeckers und des Domzimmermeisters eine zweimalige genaue Untersuchung des gesammten Domgebäudes. In dem unter dem 3. September nach Berlin geschickten Berichte heisst es: „Die Zerstörung des Dachgewölbes ist höchst gefährlich geworden, der grösste Theil der Balken und Sparrenköpfe ist verfault und überall ein Sinken und Brechen des Hängewerkes eingetreten. Die zur Verhütung eines nahen Unglückes gegen die Wände des Domes früher angebrachten Streben haben das Uebel nur noch weit schlimmer gemacht, indem die Zerstörung der Seitenmauern durch den Druck der Streben auf Einen Punkt nicht ausbleiben kann. Bei den Versuchen, das Abfliessen des Wassers aus den Rinnen in die Dachflächen zu bewirken, zeigt sich eine völlige Destruktion der Strebebogen; das Wasser dringt durch alle Steinfugen.... Sowohl die sämmtlichen betreffenden Mauertheile wie selbst die ganze Schieferbedeckung und die Bleiröhren sind, wie die Felsen einer feuchten Grotte, mit dickem, grünem Moos überzogen... Die Gefahr dieses Zustandes wird Jedem klar werden, der sich nur einigermassen einen Begriff machen will von dem Zusammenhang eines Gebäudes dieser Art. Die Kühnheit des Baues besteht einzig und allein durch das richtige Gegengewicht der gegen einander strebenden Kräfte, deren jede am rechten Orte wirkt und, wo eine einzige weggenommen, das ganze System zerstört. Hiernach kann man die Folgen berechnen, wenn die schon sehr zertrümmerten, gegen den Druck des hohen Chorgewölbes angebrachten Strebebogen einstürzen sollten, wozu die Möglichkeit täglich vor Augen liegt. Nun ist die grosse Masse des Wassers, welche in den Winkeln zusammenkömmt, bei den sehr beschwerlichen Abflüssen von einer so bösen Wirkung, dass die schrecklichsten Folgen schon im Innern des Domes davon sichtbar werden und die Gefahr über das ganze Gebäude verbreitet wird... Bei jedem regnichten Tage kann man

sich davon überzeugen, wie das Wasser durch die Gewölbe der Nebenschiffe vor die Altäre hinträufelt, längs den Pfeilern des hohen Chores heruntergleitet und überall Fäulniss der Mauern erzeugt. Ein ungünstiges Jahr wie das jetzige, thut einen unberechenbaren Schaden an einem Gebäude in diesem Zustande. Aber die schrecklichsten Folgen hat der Winter, wenn man bedenkt, dass die mit Nässe angefüllten Fugen der Steine, welche sich das Wasser schon gesucht, durch den Frost auseinandergesprengt werden; wenn die unzählige Menge der Ableitungskanäle durch Schnee gefüllt, verstopft werden und ebenfalls gefrieren, wenn die tiefen Schluchten auf den Schieferdächern mit Schnee hoch angefüllt sind... Der Zustand des Gebäudes wird schliesslich dahin konstatirt werden, dass, wengleich Niemand mit Gewissheit zu bestimmen vermag, wann ein bedeutendes Unglück am Dom geschehen kann, es doch Jedem klar vor Augen liegt, dass die Veranlassungen in grösster Menge vorhanden sind, wodurch sich diese Möglichkeit in jedem Augenblicke verwirklichen kann.“

Es war ein Mann von dem hohen Muthe, der feurigen Begeisterung und der strengen Entschiedenheit Schinkel's nöthig, um sich durch den trostlosen Zustand des Domes nicht bestimmen zu lassen, den Gedanken an jede Möglichkeit der Erhaltung dieses Werkes aufzugeben und der Staatsregierung von jeder Ausgabe für die Reparatur dieser Ruine abzurathen. Schinkel war nicht der Mann, sich auf dem Gebiete seiner Kunst durch Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Seine Entscheidung war schnell gefasst und sein fester Entschluss bald getroffen. Die sichere Entschiedenheit, womit er beim Staatsministerium die Erhaltung, den Fortbau und die Vollendung des Kölner Domes befürwortete, war an massgebender Stelle durchschlagend und für den Dom selbst von der höchsten Bedeutung. Als Minimum der allernächsten Aufgabe bezeichnete er wenigstens die Vollendung des Gebäudes im Innern mit einstweiliger, ganz roher Ausführung der dazu nothwendigen äussern Theile, und wies dabei auf die Hülfe des Herrn Sulpiz Boisserée hin, „der mit einem tiefen Ernst diesen Gegenstand ganz erschöpft.“ „Was man übrigens,“ fährt er fort, „über den Beruf unserer Zeit zum Fortbau des Domes in Köln und über die Zweckmässigkeit eines solchen Unternehmens, abgesehen von der Nothwendigkeit derselben in Beziehung auf die Erhaltung des Vorhandenen, in Be-

tracht ziehen mag, so bleibt es doch gewiss, dass es der neuen Zeit an grossen Kunstaufgaben dieser Art, wodurch doch allein die wahre Kunst bestehen kann, gänzlich mangelt; überall hat uns die Vorzeit zu viel hinterlassen, und wir arbeiten nun schon ein halbes Jahrhundert an der Vernichtung dieses Erbtheils mit einer so barbarischen Planmässigkeit, dass wir die planlose Barbarei von Attila's Zeit im grossen Wetteifer schon längst hinter uns zurückgelassen haben.

Wenn aber die Aufgaben für die Kunst zufällig sich fänden, so würden wir in dem Zustande, wie wir noch sind, höchstens uns als gute und verständige Nachahmer der Vorzeit zeigen können und noch keineswegs gewürdigt sein, von einem Genius begünstigt zu werden, der uns wahrhaft schöpferisch machte, wie es die Griechen waren und die Vorfahren in unserm Vaterlande.

In einem solchen Zustande scheint die würdigste Bestimmung des Menschen, mit aller Sorgfalt dasjenige zu erhalten, was die Kraft eines früheren Geschlechtes uns hinterliess, und welches wir nicht ohne Ehrfurcht betrachten können, und es liegt ein Trost darin, mit einer ehrenvollen Thätigkeit über eine Zeit hinwegzukommen, die so wenig Veranlassung zu einer genügenden Wirksamkeit dieser Art gibt. Was sich übrigens an technischer Geschicklichkeit bei einem solchen Unternehmen entwickelt, und ob nicht während der Beschäftigung mit einem so würdigen Gegenstände ein neues Licht am ersten aufgehen könne, wäre besonders in Ueberlegung zu ziehen; dass uns aber die Nachwelt für das Bemühen, ein gross angefangenes Werk ihr vollständig zu überliefern, Dank wissen wird, ist nicht in Zweifel zu ziehen; sie würde uns aber weit mehr noch als die Gegenwart verdammen, wenn durch unsere Fahrlässigkeit ein Werk dieser Art zu Grunde gehen sollte.«

An demselben Tage, an welchem Schinkel seinen Bericht an das Ministerium abschloss, richtete er an Boisserée, von dessen genauer Kenntniss aller Details am ganzen Dom er sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte, und ohne dessen Rath und Zustimmung am Dom keine belangreiche bauliche Einrichtung zu treffen und keine bemerkenswerthe Aenderung er vorzunehmen entschlossen war, ein Schreiben, in welchem er über den Dom Folgendes berichtete: »Hier in Köln fand sich viel Arbeit. Für den Dom vor allem andern trug ich Sorge, und es werden die Anstalten

auf's schleunigste gemacht, wobei ich die Thätigkeit des Grafen Solms nicht genug rühmen kann. Die Zerstörungen an diesem herrlichen Denkmal haben mich erschreckt, und es ist an allen Orten die schleunigste Hülfe nothwendig; ich habe mein Möglichstes gethan, hier alles dafür zu interessiren und werde es in Berlin ebenfalls thun. Da ich besonders auch deducirt habe, dass eine ganz gründliche Herstellung ohne einen Fortbau, sei er auch noch so langsam, gar nicht möglich wäre, so wird man sehr bald für Ihr gütiges Mitwirken in diesem wichtigen Gegenstande Bitten ergehen lassen, indem Niemand anders so in das Innerste dieses Kunstwerks eingedrungen ist. Die nächsten Arbeiten sind die Herstellung des ganz verdorbenen Daches und die gänzliche Aenderung der Entwässerung des Gebäudes.

Ersteres geht leicht, das Letztere zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich habe Gelegenheit gehabt, bei dem vielen Regen die Ursachen der Zerstörung recht gründlich zu studiren. Das sehr sinnreiche und künstliche System der Abflusskanäle über die Bogen der Strebebögen weg und dann senkrecht hinab auf die Dächer der Seitenschiffe, unter diesen in steinernen Kanälen, welche an den Pfeilern festgearbeitet sind, bis zu den Abflüssen gegen den Platz hin, ist darauf berechnet, dass jährlich ein Erhaltungsfond von mehreren tausend Thalern verwendet werden sollte. Seit Jahrhunderten fehlen hiezu die Mittel, und die Zerstörung hat überhand genommen. Alle Fugen der Strebebögen rings um das Chor sind ausgewaschen und das Wasser läuft wie durch ein Sieb überall hindurch, das wenige, welches den Weg des Kanals noch findet, stürzt aber in der Ecke jedes Pfeilers wie ein zerstäubter Regen hinab und wäscht nicht allein die Pfeiler und unteren Strebebögen aus, sondern verbreitet in den Winkeln der unteren Dächer eine solche allgemeine, nicht zu tilgende Feuchtigkeit, dass alles Gestein, selbst das Metall der Rinnen und der Schiefer auf den Dächern, mit dickem Moos überzogen ist, wodurch das Faulen und Zernagen aller Theile mächtig fortschreitet. Die Dächer über den Seitenschiffen sind vollends auf's unzuweckmässigste angelegt, diese Unendlichkeit von Kehlen und Thälern müssen im Winter gar nicht mehr zu behandeln sein, selbst das Reinigen von Schnee und das Aufeisen der Rinnen und Kanäle, welches häufig mit glühendem Eisen geschieht, verdirbt so viel als es nur nützen kann, und der unübersehbare Diebstahl

an den Bleirinnen, in den tausend Winkeln, ist das Verderblichste. Daher dringt das Wasser auch an der hohen Chorwand ins Innere der Kirche und träufelt durch alle Gewölbe. Eine Vereinfachung dieses ganzen Gegenstandes ist das nothwendigste, was sogleich in Ausführung kommen muss. Ich habe vorgeschlagen, 1) das Wasser der grossen Dachflächen über dem Chor und Hauptschiff in einen grossen Canal von Blei aufzufangen, welcher hinter der umlaufenden Gallerie versteckt liegt und so viel Fall erhält, dass das Wasser von einem Punkte aus zu beiden Seiten nach zwei andern Punkten hingeführt wird, und in einem der letztern wird es darauf ankommen, hinter den Strebepfeilern, ganz in der Art der schon hin und wieder am Dom angebrachten leichten Treppenthürmchen, ein ähnliches anzulegen, in welchem die ganze Wassermasse bequem durch sehr starke Metallröhren unmittelbar auf die Strasse geführt wird und so die Dächer der Nebenschiffe gar nicht berührt. Zur Composition dieser vier Röhrenthürme wird es mit dem vollständigen Riss in der Hand Ueberlegung bedürfen, und ich bitte Sie, vorläufig schon daran zu denken.*

Boisserée erhielt dieses Schreiben in Strassburg. Die Studien, die er hier an dem weltberühmten Münster machte, hoffte er beim Dom seiner Vaterstadt verwerthen zu können. Am 11. Oktober beantwortete er Schinkel's Brief. Bezüglich des Schinkel'schen Planes zur besseren Regulirung des Wasserablaufes schrieb er, »ist am entscheidensten das Beispiel vom Strassburger Münster, da sieht man am ganzen Thurm, in allen seinen vielwinklichten Rinnen und offenen Gängen nicht ein Stück Blei oder Kupfer, und an der Kirche sind nur die grossen gradlaufenden Rinnen um das hohe Dach belegt. Freilich wird aber dort auch das Steinwerk immer ausgebessert und in gutem Stand erhalten, welches verhältnissmässig gar nicht so viele Kosten verursacht. Ich war noch vor vier Wochen auf diesem bewunderungswürdigen Gebäude; den Tag vorher, ehe ich es bestieg, hatte es stark geregnet, und doch konnte man keine Spur von Feuchtigkeit mehr entdecken! Lassen Sie sich von Zelter, der mich begleitete und acht Tage mit mir in Strassburg zubrachte, ausführlich von dieser schönen Zucht und Ordnung erzählen, worin das Steinwerk ganz besonders in Rücksicht auf den Wasserablauf dort gehalten ist. Die alten Meister haben ihre so vielfach durchbrochenen und mit so unzähligen Thürmen, Giebeln und Gängen umgebenen

Gebäude durchaus auf eine solche Einrichtung berechnet, und man kann sich nicht wohl davon entfernen, ohne in grosse Verwirrung zu gerathen.

Genug, ich wollte nur mit den mir zunächst liegenden Gründen erinnern, worauf Sie gewiss auch selbst schon gedacht haben, dass bei der Veränderung und Herstellung der Wasserableitung an unserem Dom, zugleich nothwendig das Steinwerk berücksichtigt werden müsse.

Dies veranlasst mich aber, einen höchst wichtigen Umstand zu berühren, nämlich den gänzlichen Mangel an geschickten, in dergleichen Bauwesen erfahrenen Werkleuten in Köln. Sie wissen, wie viel hierauf ankömmt, ja dass bei der ohnehin von oben her stattfindenden Leitung weit mehr darauf ankömmt, als auf den Werkmeister selbst, welcher am Ende doch wieder von seinen Untergeordneten abhängt, wie der Obrist eines Regiments von seinen Korporälen. Ich würde nicht endigen, wenn ich Ihnen alle die Erfahrungen mittheilen wollte, die ich während meiner vieljährigen Beschäftigung mit dem Dom und bei den verschiedenen Besichtigungen und Berathungen seines Baustandes, über die Werkleute und über die Verwaltung gemacht habe. Ausser dem Dachdecker, der allein seine Sache versteht, ist das Gebäude von lauter Pfuschern bedient worden; und der Hauptprotektor von allem Pusch- und Flickwerk war immer der mit der Aufsicht des Bauwesens beauftragte Kirchmeister, Herr Debeche. Dieser, ein wohlmeinender Mann, aber ein kleinlicher, eigensinniger Spiessbürger, hat den Dom im eigentlichen Sinn, wie einen Taubenschlag behandelt. Alles Gute, was unter seiner Leitung geschehen, kömmt vom Dachdecker und von dem augenblicklichen, durch die Noth gebotenen Eingreifen der Stadtbehörde her. In dieser Verwaltung sitzt eigentlich das Haupt- und Grundübel. Dasselbe zu heben, ist die erste Bedingung von allem, was irgend gedeihliches für die Erhaltung und Herstellung des Doms gethan werden kann.

Die Anstellung eines eigenen Werkmeisters, welcher nichts Wesentliches ohne höhere Genehmigung und Leitung unternehmen darf, wird hier freilich sehr helfen. Aber dies reicht doch wegen der weiten Entfernung der Oberbehörde nicht hin; der Werkmeister muss auch an Ort und Stelle unter Aufsicht, wenn nicht von werkverständigen, doch von geschickten, einsichtsvollen Männern stehen,

die ihm auf die Finger sehen, Verschleuderungen verhüten, und in solchen Fällen seinen Berichten Bemerkungen beifügen und ihn von falschen Angaben u. s. w. abschrecken können. Zudem ist ja schon für die Einnahme und Ausgabe eine eigene Verwaltung nöthig. Man vereinige beide Zwecke; so wie im Zusammenhang mit der Stadtbehörde verschiedene Verwaltungszweige für Schul-, Spital- und Armenwesen bestehen, so erschaffe man im selbigen Zusammenhange einen für das Domgebäude.

Die Vermischung mit der Verwaltung des zum Gottesdienst erforderlichen Geldwesens darf ohnehin, wenn es zu einem ordentlichen Zustand kommen soll, weiter nicht mehr stattfinden; diese Verwaltung lasse man den Kirchmeistern, und nachher, wenn das Domkapitel hergestellt wird, mag dieses, wie herkömmlich, durch seine eigenen Leute dafür sorgen.

Das Bauwesen des Doms muss durchaus eine städtische Sache werden, um so mehr, weil man auch gleich bei der Anlage die Nebenabsichten auf zukünftige Geschenke und Stiftungen im Sinn haben muss, wozu heutzutage die einladende Sicherheit unantastbaren Gemeindeguts, und einer selbstständigen, rein bürgerlichen Verwaltung unumgänglich nöthig ist. Den Einwendungen, welche möglicher, aber unwahrscheinlicher Weise die Geistlichkeit gegen diese Veränderung erheben könnte, lässt sich ganz leicht begegnen. Uebrigens stehen nach der einstweiligen Ordnung selbst jetzt sämmtliche Kirchmeister unter dem Bürgermeister. In Strassburg aber ist die Verwaltung des Münsterbauwesens schon seit fünfzig Jahren städtisch; die Pfleger desselben hatten nur ehemals die Obliegenheit, dem Bischof und Domkapitel jährlich Rechnung abzulegen; jetzt, da der Bischof kein Reichsfürst und die Domherren keine Reichsgrafen mehr sind, fällt dies auch weg; die Pfleger thuen jetzt nur der Stadt Rechnung, und diese nimmt das Resultat in ihre Hauptrechnung auf, welche sie nach französischer Ordnung jährlich dem Ministerium vorlegen muss.

Mein Vorschlag wäre nach allem diesem, dass man als erste Grundlage von allem, was für das Dombauwesen geschehen soll, eine eigene Verwaltung errichte, und ihr einen besonders dazu bestellten Werkmeister unterordne, welchem man einen geschickten, bei einem der grossen Werke zu Strassburg, Freiburg, Wien,

Mailand u. s. w. gestandenen Polier zugebe. Vielleicht könnte man selbst den jetzt in Strassburg angestellten Polier erhalten.

Schon im Jahre 1812 habe ich mir von der Einrichtung des Bauwesens am Strassburger Münster, und von dahin gehöriger Einnahme und Ausgabe einige Auskunft verschafft. Diesmal bin ich noch näher in die Sache eingegangen, und überzeuge mich immer mehr, dass wir uns kein förderlicheres Beispiel wünschen könnten. Als Massstab mag Ihnen einigermaßen der Kostenanschlag von 1812 dienen, er beläuft sich auf circa 21,000 Francs. Dieser ist auch bisher für alle Jahre beibehalten worden. Darunter befinden sich aber wenigstens 11,000 bis 12,000 Frcs. für ausserordentliche Reparaturen, z. B. für die grosse Rose, welche ganz neu in Blei gefasst worden; für die Erneuerungen der zerstörten Bildhauereien an den Portalen u. s. w. So viel für einstweilen.«¹⁾

Mittlerweile war Schinkel nach Berlin zurückgekehrt. Von anderweitigen Geschäften überhäuft, fand er nicht die Musse, welche erforderlich war, um die Domangelegenheit in der Weise zu betreiben und zu fördern, wie er es wünschte. Er hoffte, das Gouvernement bestimmen zu können, Boisserée als vortragenden Rath in das Ministerium zu berufen und mit dem Referat über alle den Kölner Dom betreffenden Fragen zu betrauen. Auf diesen Plan deutet er hin, wenn er unter dem 14. November an Boisserée schreibt: »Nach entsetzlichen Anstrengungen, die, wie es scheint, täglich von Neuem veranlasst werden, komme ich heute zuerst nach meiner Ankunft in Berlin zu einer glücklichen Stunde, wo ich Ihren schätzbaren Brief vom 11. Oktober zu beantworten im Stande bin; wenn wir Sie erst in unsern Mauern besitzen, werden Sie noch Zeuge genug davon sein, welche Arbeitsplagen hier auf mir lasten, und ich werde dann für Manches bei Ihnen entschuldigt sein. Nun, zuerst vielen Dank über die Mittheilungen über den Dom in Köln, ich bin mit Ihren Ansichten vollkommen einverstanden, es würde immer nur ein jämmerliches Hinhalten sein, wenn nicht zugleich mit der Sorge für die Dächer die Steinarbeiten in Stand gesetzt würden, und zwar auf eine solche Weise, dass fortwährend dafür gesorgt würde, und ein regelmässiger Fortgang der Reparaturen an diesem grossen Gebäude, unter Leitung und Ausführung einsichtsvoller und technisch

¹⁾ Sulpiz Boisserée, Bd. 1, 316 ff.

vollkommen ausgebildeter Männer constituirt wird, ganz in der schönsten Zucht, die noch am Strassburger Münster herrscht. Eine solche ähnliche Constitution habe ich hier für den Kölner Dom in Antrag gebracht und bin sehr erfreut, dass wir so schön zusammen treffen in unsern Ansichten. Auch darin trete ich Ihnen vollkommen bei, dass das Dombauwesen eine städtische Angelegenheit werden muss; das Lebendige, was bei diesem hoffentlich immer mehr emporwachsen wird, hat für die Folge den wohlthätigsten Einfluss auf einen Gegenstand, der nothwendig ein allgemeines Interesse erregt. Der erste Stamm geschickter Werkmeister ist bei dieser Angelegenheit höchst sorgfältig auszusuchen, und Ihr gütiges Anerbieten dazu, von Strassburg her vielleicht hilfreiche Hand leisten zu wollen, wird mit dem grössten Dank erkannt werden. Wären Sie nur erst hier, so wäre eine grosse Kraft mehr da, in alle diese schönen Angelegenheiten einen guten Gang zu bringen; meine vielen andern Geschäfte stören doch viel zu sehr die Wirksamkeit, mit der ich mich auf diese Gegenstände legen möchte.«

Schinkel war nicht im Stande, die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich einer ungesäumten und energischen Inangriffnahme des Kölner Dombaues, sowie der Berufung des nicht stufenmässig aufgestiegenen und reglementsässig geprüften Boisseree in das Ministerium entgegenstellten, zu überwinden. Er war froh, mit Unterstützung des Kronprinzen vom Könige Friedrich Wilhelm III. endlich den Befehl zu erwirken, »dass das Vorhandene erhalten werden solle.« Für den Fortbau musste er sich auf günstigere Zeiten vertrösten. Aber auch der Beschluss, der die Restauration anordnete, stand noch immer lediglich auf dem Papier, und man sah nicht ab, wann demselben einmal die Ausführung folgen werde. Während dessen machte der Verfall der einzelnen Bautheile des Domes immer bedrohlichere Fortschritte; die Stadt und der Kirchenvorstand blieben unthätig und harrten auf die von Berlin erwarteten Anordnungen zum Beginn des Restaurationsbaues. Die Bürgerschaft glaubte, dass endlich der Bau in Angriff genommen sei, als sie im September 1819 Zimmerleute am Domkrahnen arbeiten sah. Es geschah dies aber nicht im Auftrage des Staatsministeriums, sondern in Folge einer testamentarischen Bestimmung des früheren Unterpräfekten von Klespe, der zum Wiederaufbau des baulos gewordenen Krahnenschnabels die Summe von 1800 Reichs-

thalern vermacht hatte.¹⁾ Es dauerte noch vier volle Jahre, ehe man sich anschickte, die Herstellungsarbeiten mit Ernst zu beginnen. Einen neuen Anstoss hatte das Ministerium durch die am 23. Dezember 1821 im Dom publicirte Organisations-Bulle „de salute animarum“ erhalten. Durch diese Bulle wurde das Kölner Erzbisthum wieder hergestellt, und es galt als selbstverständlich, dass der Dom auch bei der neuen Organisation seine alte Bestimmung als erzbischöfliche Kathedrale wieder erhalten werde. Bezüglich der Domkirche und deren fabrica gab der König das Versprechen, dass er die Fabriksubstanz erhalten und im Falle der Noth bei unabweislichen baulichen Einrichtungen das Erforderliche aus dem königlichen Schatze spenden werde. Beim Kölner Dom lag ein solcher aussergewöhnlicher Fall vor. Die Kirchenfabrik war völlig ausser Stande, die nöthigen Reparaturkosten zu bestreiten; darum musste der König, wenn anders dem Erzbischof eine auch nur den mässigsten Anforderungen entsprechende Kathedrale überwiesen werden sollte, aus Staatsmitteln für eine würdige Herstellung des Domes sorgen. Er musste sich jetzt in Anbetracht der ihm auf Grund der Bulle „de salute“ aufliegenden Baulast veranlasst sehen, dem schon seit Jahren gegebenen Versprechen gerecht zu werden. Endlich schienen im Jahre 1823 alle Schwierigkeiten, die sich bis dahin dem Beginn der Reparaturbauten entgegengestellt hatten, beseitigt zu sein, und die Arbeiten wurden an den äussern Mauern begonnen. Man arbeitete aber nur mit äusserst schwachen Kräften, und es kam im Jahre 1823 weiter nichts zu Stande als die Verankerung der grossen Giebelmauer vor dem hohen Chore und der Abbruch einiger Thürmchen an der Südseite. Im folgenden Jahre sollte endlich mit voller Kraft begonnen werden. Zum Leiter des ganzen Baues wurde der königliche Bauinspektor bei der Kölner Regierung, Ahlert, bestimmt. Es war dies ein äusserst pünktlicher, strammer und gewissenhafter Baubeamter, aber kein genialer, feinführender und für seine hohe Aufgabe begeisterter Baumeister. Er verstand es, die Steinmetzen und andern Arbeiter an militairische Disciplin, an strenge Pünktlichkeit und stramme Ordnung zu gewöhnen, war aber nicht im Stande, die Arbeiter zur Nachahmung der am Dom selbst befindlichen Ornamente heranzubilden, dieselben für den aus

¹⁾ Chronik von Fuchs, 1819.

dem zerfallenden ehrwürdigen Gebäude sprechenden Geist empfänglich zu machen, eine Domwerkschule zu gründen und sich mit tüchtigen, sachkundigen und durch den Dom selbst gebildeten, werkverständigen Meistern zu umgeben. Er verschmähte es auch, dem Rathe Schinkel's zu folgen und sich den Beistand und Rath eines mit sämmtlichen Detailformen des Domes vertrauten Mannes, wie Boisserée, zu sichern; nur von geprüften Baukondukteuren und von Schreibern, die nicht in der Bauhütte erzogen waren, glaubte er die für die Erfüllung seiner Aufgabe nöthige Beihülfe erwarten zu dürfen. Er betrachtete seine Aufgabe mehr vom Standpunkte eines preussischen Bauinspektors, als eines Kölner Dombaumeisters. Es war allerdings keine leichte Aufgabe, die Ahlert übernommen hatte. Nur mit der äussersten Anstrengung und grössten Sorgfalt konnte es gelingen, den Bau zu retten und vor völligem Zusammenstürzen zu bewahren. »Aber warum, schreibt Boisserée am 29. Oktober, spreche ich zuerst davon, da ich ganz voll von einer Angelegenheit bin, gegen die alles übrige verschwindet. Es ist der Zustand des Domes, der wie ein alter, vom Sturm verheerter, halbentblätterter Wald aussieht. Ich kann Euch nicht sagen, wie betrübt ich geworden bin, als ich das Verderben gesehen, welches durch die Fahrlässigkeit und Gemeinheit der Menschen über dieses herrlichste aller Gebäude gekommen; ich fühlte auf das lebhafteste, wie es jenem kölnischen Bildhauer mag zu Muthe gewesen sein, als er, überwältigt von dem Gedanken der Vergänglichkeit in die Einöde flüchtete! — Die Verwitterung, weil man eben für die Erhaltung des Steinwerks nichts gethan, hat besonders seit dem Regenjahr 1816 mit solchen Riesenschritten zugenommen, dass ich, nachdem ich das Gebäude seit zwölf Jahren nicht mehr in der Nähe betrachtet und untersucht hatte, meinen Augen kaum trauen mochte! Es ist freilich noch zu helfen, aber es ist so viel und so schnell viel zu thun, dass man an den Mitteln und an der Kraft verzweifelt, die hierzu nöthig sind. Denkt Euch, dass alle Strebebogen abgenommen und neu gewölbt werden müssen! Mehr sage ich nicht, denn nun werdet Ihr wohl begreifen, dass es mir war, als wenn man zu einem alten Freund kömmt und entdeckt, dass er an einem tödtlichen Uebel leidet. Gott gebe, dass meine Furcht nicht in Erfüllung gehe, dass die gehörigen Mittel herbeigeschafft und mit gehörigem Nachdruck verfahren werde. Der jetzige Bauinspektor Ahlert ist ein sehr tüch-

tiger und eifriger Mann, der grosses Vertrauen einflösst, aber zu sehr untergeordnet, um, wie es sich gebührt, durchgreifen zu können. Ausser den 100,000 Thalern, welche von der Regierung bewilligt worden, sind nun schon wieder neue Anschläge von 250,000 Thalern nach Berlin gesandt worden, und jetzt, da ich Alles im Einzelnen gesehen und untersucht habe, zweifle ich, ob das noch hinreichen wird.“

Am 19. April waren die Arbeiten wieder aufgenommen worden. Ende Juli liess Ahlert auf dem Domhofe eine Bauhütte zur Bearbeitung der nöthigen Werksteine errichten. Um Pfingsten wurde der Dom für den Gottesdienst geschlossen und erst am 29. Dezember wieder geöffnet. Das Hochchor erhielt ein neues Dach; am 18. August wurde der Dachstuhl aufgeschlagen und am 18. Oktober hatten die Dachdecker die Eindeckung vollendet; im Ganzen wurden 109,623 Pfund Blei aufgelegt. Das auf der Spitze des Chores befindliche Kreuz wurde herabgenommen, und durch freiwillige Beiträge beschaffte man ein neues, vergoldetes, welches am 3. August 1825 aufgestellt wurde. Zur Fortsetzung der Reparaturen bewilligte der König auf wiederholte Vorstellung des Baudirektors Schinkel im Jahre 1825 die Summe von 70,000 Thln.; zugleich genehmigte er die Einführung einer besondern Cathedralsteuer, welche von Heirathen, Geburten und Sterbefällen in der ganzen Diözese erhoben werden sollte. Der mittlerweile zum Erzbischof von Köln ernannte Graf Spiegel zum Desenberg, der am 24. März 1825 durch den Consistorialrath Hüngen Besitz von der Domkirche hatte nehmen lassen, liess ruhig geschehen, dass eine aus dem Eszbischof und dem Ober-Präsidenten bestehende sogenannte Dombauverwaltung als ressortmässige Behörde für alle Dombauangelegenheiten eingerichtet wurde. Es ist dies eine gänzlich ausserhalb des staatlichen und kirchlichen Organismus bestehende, für einen ausserordentlichen Fall geschaffene provisorische Behörde, für deren Bestand und Rechtskreis keine gesetzliche Bestimmung nachzuweisen ist.

Am 8. März 1826 wurde mit der Herstellung des südlichen Fenstergiebels begonnen. Am 19. August legte der Erzbischof Ferdinand August den Schlussstein zu dem neuerbauten Fenster im untern Theile der Domkirche an der Nordseite. Am 11. September wurden die gemalten Fenster wieder eingesetzt. Gleichzeitig mit diesen Bauten wurde an der Südseite des Hochchores das ganze Strebesystem einer

durchgreifenden Reparatur unterzogen. Die das innere kühne Chorgewölbe stützenden Strebebogen und Pfeiler befanden sich in einem höchst gefahrvollen Zustande, indem theils fehlerhaft durch das Steinwerk geführte Wasserleitungen, theils zweckwidrige Eisenverbindungen, theils mangelhafte Auswahl des Materials und endlich gänzliche Verwahrlosung der Unterhaltung die Steinmassen zerstört hatte und deren Einsturz befürchten liess. Es blieb also nichts anderes übrig, als diese wichtigen Constructionstheile umzubauen, und es darf demnach nicht befremden, wenn mit diesen kolossalen und kühnen Arbeiten, in Anbetracht des geringen Baufonds, eine lange Reihe von Jahren hinging. Im Ganzen waren vierzehn Strebesysteme, wovon acht mit vier Bogen und sechs mit zwei Bogen versehen sind, umzubauen; sämmtliche Bogen und mehrere Pfeiler wurden ganz neu aufgeführt und die übrigen reich componirten Pfeiler in allen einzelnen Theilen überall mit Haustein ergänzt.

Ueber die Art, wie er die Restaurationsbauten durchgeführt zu sehen wünschte, äussert sich Schinkel in einem Schreiben an Boisseree vom 8. August 1829. „In Betreff des Kölner Domes, schrieb er, werden Sie viele Constructionen der Restauration solider als die alten, auch das Material besser gewählt finden; es ist leider zu bedauern, dass, um in jeder Art das Gebäude sicher zu stellen, viel Altes fortgenommen werden muss, aber der enormen Kosten wegen nicht wieder gemacht werden können. Nach meiner Ansicht möchte ich, wenn die Sicherstellung des Baues bewirkt ist, die pro fabrica fortlaufende Einnahme der Cathedralsteuer und was sonst sich dann noch durch die Einwirkung des Herrn Erzbischofs Spiegel von Desenberg für Mittel vorfinden werden, darauf verwenden, allein das Innere des ganzen Doms vollständig in seinen Gewölben auszuführen, wenn dabei auch vorläufig alles Ornament nur en bloc gearbeitet bliebe. Hiedurch würde ausser der schönen und einzigen Wirkung, welche das vollständige innere Verhältniss darböte, auch die Sicherstellung des ganzen Gebäudes erreicht. Die Kosten würden gar nicht so gewaltig sein, vorausgesetzt, dass ausserhalb gleichfalls Alles roh bliebe; denn sich auf die Unendlichkeit der Ornamente und Gliederungen einzulassen, würde ich vorläufig für ganz unangemessen halten.“

Schinkel war mit Ahlert's Arbeiten zufrieden, und auf seinen Bericht wurden dieselben „von Oben“ belobt und belohnt. Es gab dies Zeugniß dafür, dass man in Berlin noch geringe Einsicht in das eigentliche Wesen der Domarchitektur gewonnen hatte, dass selbst Schinkel, der doch so viele Beweise von seiner ängstlichen Pietät gegen die grossartigen Baureste des Mittelalters bewiesen, kein klares Verständniß der gothischen Bauformen besass. Vor einer tiefen Kritik, die ein scharfes Auge hatte für jede Verletzung der Bauprinzipien der gothischen Kunst, konnte Ahlert's Restaurations-system keine Gnade finden. Von den eigentlichen Gesetzen der gothischen Baukunst, von dem innern Zusammenhang aller gothischen Formen und dem Verhältnisse aller Details zu einander, wie zum ganzen Werke hatte Ahlert keine Ahnung. Es blieb ihm fremd, dass wie an jedem gothischen Bau, so vor allen am Kölner Dom Alles bis in das Kleinste und Einzelste seinen Zweck und seine Bedeutung hat, und dass jede Gliederung, jedes Profil, jede Hohlkehle, jedes Stäbchen, jede Blume nicht ohne bestimmte Absicht angebracht ist und in bestimmter Beziehung zu dem Ganzen steht. Alles gehört in die ganze Gliederung, und es wird die Harmonie des Ganzen gestört, wenn etwas daran geändert wird. Für einen solchen innern Zusammenhang der einzelnen Bautheile hatte Ahlert kein Verständniß; darum glaubte er, sich nicht mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an die vorfindlichen Formen zu binden zu brauchen. Statt sich bei der Wiederherstellung verwitterter oder abgefallener Ornamente nach den am Dom selbst in reicher Fülle vorhandenen Vorbildern zu richten, liess er nur Willkür und freies Belieben massgebend sein und schuf Verzierungen, welche mit den herrlichen alten Vorbildern im schreiendsten Contraste standen. Traurige Erzeugnisse dieser Verirrung sind jetzt an der nördlichen Seitenschiffsmauer und im Bereich der vier ersten südlichen Strebssysteme am Hochchor und im Triforium an der Ostseite des südlichen Transseptes zu sehen. An den vordern vier Strebepfeilern am südlichen Seitenschiff verschwanden die meisten äusserst zierlichen, freistehenden thurmformigen Spitzsäulchen, die kleinen Giebelfelder verloren ihren charakteristischen Blätterschmuck, an der obern Fläche ihrer Schenkel die Blumen auf der Giebelspitze; die meisten kleinen Giebelfeldchen wurden der zu ihnen gehörenden freistehenden kleinen Filialen beraubt. Ein freistehender thurmartiger Baldachin

2

an diesen Pfeilern wurde mit seinen Thierlarven, seinen Eckthürmchen, seinen Blumen und seinem reichen Blätterschmuck, vielleicht eine der schönsten Bildungen der mittelalterlichen Ornamentik und Skulptur, nebst einer grossen Zahl anderer Larven und Eckthürmchen beseitigt. Statt dessen wurde, um die an den Kanten jener Thürmchen unentbehrlichen Verzierungen einigermaßen zu ersetzen, an diesen Kanten eine ganz willkürlich ersonnene, dem gothischen Stile durchaus fremde Verzierung von wulstartig in einander geschobenem Blätterwerk angebracht. Die aus einem auf vier freistehenden Säulchen ruhenden, mit Giebelfeldchen, Eckthürmchen und Thierlarven geschmückten Baldachin bestehenden Spitzen der Pfeiler wurden gänzlich verstümmelt, all ihrer Zierathen beraubt und in der geschmacklosesten Weise zugestutzt. Das Blattwerk wurde abgeflacht und seiner feinen, gefälligen Form gänzlich beraubt. An den vier mittleren Strebepfeilern wurden die Blumenkronen und die Eckthürmchen der kleinen Giebelfelder beseitigt und ähnliche Verunstaltungen vorgenommen, wie an den vier vordern Pfeilern.¹⁾

Weiteren Entstellungen und Zerstörungen am Dom setzte der im Frühjahr 1833 erfolgte Tod Ahlert's ein Ziel. Das Schicksal des Domes lag nun abermals in Schinkel's Hand. Bei dieses Meisters Ansicht über die Art und Weise, wie der Dom möglichst bald und möglichst billig restaurirt werden müsse, lag die Gefahr nahe, dass die Leitung der Domarbeiten einem Baumeister würde übertragen werden, der die Restauration ganz in der von Ahlert begonnenen Weise fortzuführen gesonnen sei. Schinkel's Wahl fiel auf den fleissigsten und strebsamsten seiner ehemaligen Schüler, den damals in Colberg stehenden Landbaumeister Zwirner. Zwirner erkannte recht wohl das äusserst Schwierige und Verantwortungsvolle der Aufgabe, zu deren Lösung er berufen wurde. Einen Augenblick wollte er zweifeln, ob er Kraft und Kenntnisse genug besitze, um dem ehrenvollen Rufe folgen und der Personenkenntniss seines alten Lehrers Ehre zu machen. Er überwand bald alle Bedenken, und mit zuversichtlichem Selbstvertrauen und dem ernstesten Willen, seine ganze Kraft an die glückliche Lösung der ihm gestellten Riesenaufgabe zu setzen, trat er in die neue Wirksamkeit. Das Bewusstsein, dass die Augen aller Kunstfreunde in ganz Europa sich auf ihn richten würden, spornte ihn an, alle Kräfte aufzubieten, um seine Ver-

¹⁾ A. Reichensperger, vermischte Schriften, S. 319 ff.

pflichtungen in vollem Masse zu erfüllen und den Anforderungen der Kunstkritik nach Möglichkeit zu genügen. Hatte Ahlert seine Aufgabe leicht genommen und ohne Bedenken Profile und Ornamente, statt sie bildend nachzuformen, verstümmelt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, so führte Zwirner sich seine Verantwortlichkeit schwer zu Herzen, und er gab sich alle Mühe, in das geheimnissvolle Wirken der alten Bauhütte einzudringen und sich mit den Formen der mittelalterlichen Bau- und Steinmetzkunst bekannt zu machen. Mit der seinem Wesen eigenthümlichen Energie begann er die Regeneration der Hüttenthätigkeit am Kölner Dom. Er hatte sich bald nach dem Antritt seines Amtes überzeugt, dass die Restauration nur dann den Anforderungen der wahren Kunst entsprechen könne, wenn sie sich in strengster Weise an das Vorhandene anschliesse, die verwitterten Bautheile nach dem Vorbild der noch vorhandenen ergänze und, mit Ausschluss jeglicher Willkür, nur die vorfindlichen Formen und Ornamente auf das gewissenhafteste nachbilde. Keine Zeit noch Mühe scheute er, um eine heilsame Rivalität unter den Steinmetzen zu wecken und ihnen eine möglichst hohe Fertigkeit im Nachbilden der alten Formen und Ornamente des Domes beizubringen. Persönlich besorgte er Aufnahmen, betheiligte sich mit Eifer an der Anfertigung der Querprofile und überwachte mit scharfem Blick die Uebertragung derselben auf den Reissboden. Mit grösster Strenge hielt er darauf, dass bei der Bearbeitung der Werkstücke die Congruenz geometrischer Schnitte, sowie das freie Ornament in volle Uebereinstimmung mit der alten Form gebracht wurde. Mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachteten die Steinmetzen ihren neuen Meister, und sie fühlten sich selbst gehoben, wenn sie die unter Zwirner bearbeiteten Werksteine mit denen unter Ahlert's Leitung eingesetzten verglichen. Sie fühlten, dass ein neuer Geist in die Bauhütte eingezogen war, und das Streben, den alten Ruhm der mittelalterlichen Steinmetzen wiederzugewinnen, erhöhte von Tag zu Tag die Technik und den guten Geschmack der Steinmetzen. Die Arbeiter gewannen immer mehr Lust an ihrem Werk, wenn sie den unverdrossenen Eifer und die freundliche Theilnahme des Dombaumeisters sahen. Vom frühen Morgen bis zum letzten Ausklingen des Hammerschlages war Zwirner theils in der Hütte, theils auf dem Baugerüste anwesend und ermunterte in anregender Weise jeden seiner Arbeiter, ermahnte die

Minderfähigen, lobte die Strebsamen. Jedes Werkstück unterwarf er einer sorgfältigen Prüfung, und häufig nahm er Veranlassung, die tadellose Arbeit eines Einzelnen der Gesammtheit zur Nachahmung zu empfehlen.

Für die Mitglieder der Dombauhütte war die allgemeine Anerkennung, welche einige aus ihr hervorgegangene Werkstücke auf der im Mai 1838 im Börsenlokale auf dem Heumarkt veranstalteten Kunst-, Industrie- und Gewerbe-Ausstellung fanden, ein Sporn zur Erhöhung ihres Eifers und ihrer Sorgfalt. Diese Werkstücke waren: ein gothisches Säulen-Kapitäl für das hohe Chor aus Stenzelberger Stein, gefertigt von Mich. Steegmeyer; ein Galleriestück für die Galerie am Baldachin aus Stenzelberger Stein, gefertigt von Peter Hoitz und Andreas Thelen; eine Krone aus Stenzelberger Stein, gefertigt von Stang; eine Krone aus Heilbronner Sandstein, gefertigt von Braubach; zwei Pyramiden der kleineren Sorte zur Bekrönung der Baldachine aus Heilbronner Sandstein, gefertigt von Marchand und Bimüller; drei kleine Kronen aus Heilbronner Sandstein, gefertigt von Gummich und Marchand.

Der Ruf der Kölner Dombauhütte stieg von Tag zu Tag, und sowohl Fachgenossen wie Kunstfreunde wandten den Erzeugnissen derselben die regste Theilnahme zu. Meister Zwirner hatte das grosse Verdienst, der so lange vergessenen und verachteten mittelalterlichen Baukunst in der ganzen gebildeten Welt eine grosse Zahl von Freunden und Bewunderern zu werben und manches junge Talent in die Geheimnisse der gothischen Bauweise einzuweihen. Es war nichts natürlicher, als dass allmählich in ihm der Wunsch erwachte, die mit so vieler Mühe eingeschulte Bauhütte zusammenzuhalten, und von der Restauration allmählich zum Fortbau des gewaltigen Werkes überzugehen. Je mehr sich Zwirner bei der mühevollen Herstellung des Hochchores mit dem Studium des ganzen Baues beschäftigte, desto lebhafter wurde in ihm der Wunsch, seine volle Kraft der Vollendung dieses Wunderbaues widmen zu können. Er wusste, dass er bei dem für die mittelalterlichen Kunstwerke in hohem Grade begeisterten Kronprinzen geneigtes Gehör finde, wenn er demselben den Plan zum Ausbau des Domes warm empfehle. Nach dem diesem Herrn vorgelegten Plane sollte zuerst der Ausbau und die Eindeckung der Seitenschiffe und der Langkirche, dann die Entfernung der Abschlussmauer am Chore in einem Zeitraum von sechs

Jahren mit einem Kostenaufwand von 154,000 Thlrn. vorgenommen werden. Die Baukosten, welche zum vollen Ausbau des Domes, mit Ausschluss der Thürme, erforderlich seien, veranschlagte Zwirner auf zwei Millionen Thaler. Der Kronprinz, durch Zwirner's Vortrag auf's Freudigste überrascht, versprach, das Ausbau-Projekt mit allen Kräften zu unterstützen. Auf seine Veranlassung wurde ein spezieller Bauplan dem Oberbau-Direktor Schinkel zur Revision eingereicht. Dieser glaubte, dass es keine Möglichkeit sei, die von Zwirner veranschlagte Summe aufzubringen. Darum entwarf er ein anderes Projekt, nach welchem das Lang- und Querschiff bis zur planmässigen Höhe, jedoch zur Verminderung der Kosten in einem ganz einfachen Rohbau mit Weglassung alles ornamentalen Schmuckes und der Gewölbe aufgebaut werden sollte. Zur Ausführung des Planes, mit verschiedenen von Zwirner empfohlenen Modifikationen, wurden nach dem niedrigsten Anschlage 1,200,000 Thaler erfordert.

Die Zeit war da, in welcher es sich entscheiden musste, ob mit rüstiger Hand der Fortbau begonnen, oder ob die gut geschulten Arbeiter entlassen, die Bauhütten geschlossen und die Baugerüste niedergerissen werden sollten. Die Kölner Dombaufgabe wurde brennend, und es gelang, eine allgemeine Begeisterung für die Fortführung des herrlichen Werkes anzufachen. In Berlin hatte man gegen das Ende der dreissiger Jahre ein hohes Interesse, die durch die erzbischöflichen Wirren leidenschaftlich erregten Gemüther der Rheinländer zu versöhnen oder wenigstens durch andere wichtige Fragen zu beschäftigen. Der Regierung kam es in hohem Grade gelegen, dass sich der Wunsch nach dem Fortbau des Domes immer lauter kund gab; und sie entschloss sich, das Ihrige dazu beizutragen, um durch die Besprechung der Dombaufgabe dem Streben der Geister eine andere Richtung zu geben. Fortbau und Vollendung des würdigen, heiligen deutschen Werkes, zu Gottes Ehre und zum Ruhm des Vaterlandes wurde bald die allgemeine Losung. Von einer gewaltigen Begeisterung für den unvergleichlichen Wunderbau wurde bald Alles ergriffen, was nur für Schönes und Grossartigess ein warmes Herz hatte, und Fürsten, Dichter, Gelehrte, Publizisten, Patrioten, schlichte Bürger stimmten ein in den allgemeinen Ruf, dass ungesäumt und mit warmem Eifer das grosse Werk begonnen werden müsse. Sobald man in Köln das Misstrauen, mit welchem

man Alles aufnahm, was von Berlin aus begünstigt wurde, überwunden hatte, und von der Befürchtung, das preussische Gouvernement möchte den Dom zu einer Simultankirche machen wollen, zurückgekommen war, gab man sich hier alle Mühe, dem kühnen Gedanken, den Dom nach dem ursprünglichen Plan auszubauen, immer mehr Freunde zu erwerben. Eine Anzahl für die Dombausache hochbegeisterter angesehener Kölner Bürger trat im September 1840 zusammen, um durch Gründung eines Dombauvereins dieser Begeisterung für diese grosse Angelegenheit einen kräftigen Halt und eine feste Grundlage zu sichern und der Einsammlung der Beiträge eine zweckmässige Organisation zu geben. Der König begrüsst in seiner warmen Liebe für alles Schöne und Grosse freudig diesen Plan und gab unter dem 23. November die königliche Autorisation zur Bildung eines Vereins, dessen Thätigkeit auf die Erhaltung und den Fortbau des Domes gerichtet sein sollte; zugleich eröffnete er die erfreuliche Aussicht auf reiche königliche Unterstützung bei Ausführung des grossen Werkes. Nach dem Statut, über welches sich der gewählte Ausschuss einigte, hatte der Verein den Zweck, „vermittels Darbringung von Geldbeiträgen und in jeder sonst angemessenen Weise für die würdige Erhaltung und den Fortbau des Domes thätig mitzuwirken.“ Der König bestätigte dieses Statut unter dem 8. Dezember 1841 und übernahm zugleich, der vom Dombauverein ausgesprochenen Bitte gemäss, das Protektorat. Zum Präsidenten wurde am 16. März 1842 Heinrich von Wittgenstein und zum Sekretär August Reichensperger gewählt. Beide Männer erkannten recht wohl, wie gewaltig die Last sei, welche sie sich durch Uebernahme der bezüglichen Aemter aufluden; aber die Liebe zu der heiligen, grossen Sache liess sie jedes Bedenken überwinden, und mit Begeisterung und Energie unterzogen sie sich der anstrengenden Arbeit, welche mit der Leitung und Organisation des Centralvereins mit seinen Hilfsvereinen verbunden war.

Der Dombauverein rechnete nur dann auf eine Nachhaltigkeit der allgemeinen Begeisterung für das grosse Werk, wenn man sich entschliessen wolle, Hand an den vollständigen Ausbau der Domkirche zu legen und Schiffe, Portale, Gewölbe und Strebebögen ganz nach den genialen Planen der alten Baumeister auszuführen. Der König gab bereitwilligst zu diesem Projekte seine Zustimmung.

„Möge es dem Verein gelingen,“ schrieb er am 13. August 1842, „die Flamme der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Aufodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer grossen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinnes, wie deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft.“ Am 4. September desselben Jahres wurde in Gegenwart des Preussischen Königspaares, des Erzherzogs Johann und einer grossen Reihe anderer deutschen Fürsten in feierlicher Weise vom Erzbischof-Coadjutor, dem späteren Cardinal Johannes von Geissel, der Grundstein zum Weiterbau unter dem westlichen Pfeiler der mittleren Südportal-Halle gelegt. Bevor der König die üblichen drei Hammerschläge that, sprach er die ewig denkwürdigen Worte: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie, so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen grossen, guten Zeit werden! . . . Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor neunundzwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte. Und das grosse Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit freier Fürsten und Völker grossen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland.“ Es schien, als sei der Vorwurf beseitigt und der Fluch gelöst, wovon Görres in dem schon oben angeführten Aufruf im Jahre 1813 gesprochen. Jetzt begann ein rüstiges Schaffen an dem gewaltigen Werke. Neue Steinbrüche wurden eröffnet, frische Arbeitskräfte herangezogen, tüchtige Steinmetzen ausgebildet, geschickte Zeichner angestellt. Die alten Gerüste sanken, um neuen Hilfsbauten und Maschinerien für die Errichtung der 22 Strebesysteme Platz zu machen. Der unverdrossenen Thätigkeit des Vereins ist es zu danken, dass die Geldbeiträge immer reichlicher flossen, und dass jährlich gegen 50,000 Thlr. an der Nordseite des Domes aus der Vereinskasse verwandt werden konnten, während an der Südseite 50,000 Thlr. aus Staatsmitteln verbaut wurden.

Bald nach Constituirung des Dombauvereins hatte der König befohlen, einen Kostenanschlag über den Bau der Gewölbe und der

dazu nöthigen Strebesysteme anzufertigen und einzureichen. Die hierfür auf 800,000 Thlr. berechneten Baukosten sollten nach dem Wunsche des Königs von den acht Provinzen des Staates aufgebracht und durch die im Spätherbste 1842 zu Berlin versammelten Ausschüsse der Provinzialstände bewilligt werden. Bei der kühlen Aufnahme, welche dieses Projekt bei den einzelnen Ständemitgliedern fand, unterliess es der König, die Vorlage in offizieller Weise zu machen, und es blieb nun dem Eifer und den Bemühungen des Dombauvereins überlassen, die Mittel zu beschaffen, die nöthig waren, um den kühnen Gedanken, den Dom mit Ausschluss der Thürme in einem Zeitraum von zwölf Jahren auszubauen, zur Ausführung zu bringen.

Bei der regen, allseitigen Betheiligung an dem grossen Werke konnten die Arbeiten mit rüstiger Kraft in Angriff genommen und gefördert werden. Wegen der umfassenden Vorarbeiten, welche die Feststellung der Baupläne zu dem Süd- und Nordportal erforderte, war es nicht möglich, diese neuen Bautheile sofort zu beginnen. Die Thätigkeit der Arbeiter wurde hauptsächlich auf den Bau der südlichen Seitenschiffs-Umfassungsmauer gelenkt, und diese Mauer wurde noch im Jahre 1842 von dem Querschiff bis zum Thurme hin um 19 Fuss erhöht und mit vier neuen Spitzbogenfenstern versehen. Im Sommer des folgenden Jahres wurde in den südlichen Seitenschiffen, nach erfolgter Abnahme der alten Nothdächer, der Aufbau der Gewölbpfeiler und die Einwölbung der Gewölbgurte vorgenommen. Der am 28. Juni begonnene Aufbau des südlichen Portales wurde bis auf eine Höhe von zwölf Fuss über der Ebene des Kirchenbodens aufgeführt. Die Pläne zu den beiden Portalen hatte Zwirner schon im Jahre 1841 entworfen. In diesen Entwürfen hatte er nach dem Vorbilde der Thurmarchitektur einen angemessenen Gliederreichthum selbst an den untern Pfeilern angenommen und dadurch den Portalen eine Auszeichnung vor den zurückstehenden Umfassungsmauern der Seitenschiffe gegeben. Am 4. September waren diese beiden Pläne bei der Grundsteinlegungsfeier im königlichen Pavillon öffentlich ausgestellt worden. Der König gab seine Zustimmung, dass diese Projekte ausgeführt werden sollten, nur behielt er sich eine nähere Prüfung vor. In Folge dieser Prüfung wurde der Befehl ertheilt, den Bau nach den vorgelegten Zeichnungen auszuführen, nur sollten statt gegliederter glatte Pfeiler in

übereinstimmender Architektur des Unterbaues am hohen Chore und am Langhause angelegt werden. Bei dem für den Bau des Nordportals nöthigen Abbruch der Peschkirche traten alte Bauanlagen zu Tage, welche erhärteten, dass der Plan für das Nordportal und den bis zu einer Höhe von 15 Fuss aufgeführten Südportalbau bedeutend von den ursprünglichen Portalanlagen abwich. Aus diesen Baufunden ergab sich, dass der östliche Pfeiler des östlichen Seiten-Einganges des Nordportals mit Gliederungen und Heiligennischen, ganz wie an der Thurm-Façade, bereits bis auf eine Höhe von 13 Fuss aufgeführt und zu dem westlichen Pfeiler desselben östlichen Seiten-Einganges des Nordportals bereits eine Sockelschicht von einem Fuss Höhe gelegt war. Ferner ergab sich, dass die innere lichte Weite dieses östlichen Seiten-Einganges des Nordportals 9 Fuss 3 Zoll betrug, dass dagegen die innere lichte Weite des Haupt- oder mittleren Einganges des Nordportals ganz genau mit der inneren lichten Weite des Haupt-Einganges der Westfaçade übereinstimmte, so dass nach der alten Anlage die Haupt-Eingänge in die Domkirche, d. h. die Eingänge in das gleichmässig nach Norden, Süden und Westen sich bis an die Schwelle des Eintritts wendende Hochschiff dieser Kirche überall Eingänge von derselben inneren lichten Weite waren, während die innere lichte Weite der Seiten-Eingänge der Domportale, die im Norden und Süden ebenfalls in die Domkirchenhallen führen, die aber im Westen zunächst nur Eingänge in die Thurmhallen bilden, in der Nord- und Südfaçade um viele Fuss ausgedehnter, als in der Westfaçade angelegt werden sollten. Ausser diesen Abweichungen von dem alten Plane wurden noch verschiedene andere Differenzen zwischen der alten Anlage der Portale der Seitenschiffe und der von Zwirner in Angriff genommenen neuen Ausführung dieser Bautheile nachgewiesen, und verschiedene Dombaufreunde, namentlich Herr Blömer, stellten den Antrag, dass der Dombaumeister die Pläne zu den beiden Portalen ganz nach Massgabe der ursprünglichen Anlage des Nordportales umarbeiten solle. Zwirner konnte sich nicht entschliessen, den von ihm ausgearbeiteten Plan aufzugeben, und es gelang ihm, eine Cabinetsordre zu erwirken, wodurch er zur Fortführung der Bauten nach seinen Entwürfen ermächtigt wurde. Der eigentliche Bauherr schwieg und gab dadurch seine Zustimmung zu den königlichen Anordnungen zu erkennen.

Mit dem Portalbau nahmen auch die Bauarbeiten am nördlichen Thurme ihren Anfang; das alte Mauerwerk seines südwestlichen, an die Mittelhalle gränzenden Pfeilers war in seinen äussern Quadern so verwittert, dass an seine Herstellung um so weniger gedacht werden konnte, als der innere Kern mit unregelmässigen Bruchsteinen und kleinen Ziegelstücken ausgefüllt war. Demnach musste dieser 22 Fuss hohe Thurm-
pfeiler bis zur Erdgleiche ganz abgebrochen werden. Im Sommer 1843 wurden die ganze Südfront der südlichen Seitenschiffe und die Westfront des südlichen Querschiffes in der Höhe des erstern vollendet, vier Gewölbe ausgeführt, zu zweien die Gurtbogen aufgesetzt, am Querschiff die beiden südwestlichen Pfeiler aufgebaut, im Gleichen die von ihnen eingeschlossenen zwei Fenster. Im Anfange des Monats Juni 1844 wurde mit dem Aufbau der nördlichen Portalanlage begonnen. Bis zum Jahre 1848 waren die zerstörten Gewölbepfeiler und andere Mauerreste der Seitenschiffe wieder in Stand gesetzt, die neuen Gewölbe in diese Hallen eingezogen und die äussern Umfassungsmauern so weit aufgebaut, dass auch die Bedachungen über den neuen Gewölben aufgelegt werden konnten. In diesem Jahre erfolgte am südlichen Kreuzgiebelbau der Aufbau nach Massgabe der Steinvorräthe; die Baldachine zu den Eingangshallen wurden fast alle vollendet; die Einwölbung der Hallen erfolgte im Spätsommer. Im Spätherbst wurde in den nördlichen Seitenschiffen mit der Aufhöhung der Gewölbepfeiler begonnen und diese Arbeit so kräftig gefördert, dass noch vor dem Winter sämtliche achtzehn Gewölbe-Gurtbogen aufgestellt werden konnten. Im darauffolgenden Frühjahre kamen die Spitzbogengewölbe der genannten Seitenschiffe zur Vollendung. Bei der Regulirung des Fundamentes für den nördlichen Thurm stellte sich heraus, dass das Fundament für einen Hauptpfeiler dieses Thurmes gänzlich fehlte, und dasselbe musste von Grund aus neu angelegt werden. Im Jahre 1846 wurden auf der Südseite die drei Portalhallen sämtlich in ihren Wölbungen geschlossen und über denselben die weiter aufsteigenden Mauertheile und Pfeiler bis zu einer Gesamthöhe von 44 Fuss über der Terrain-Ebene gefördert. Ferner wurde die Fenstergalerie nebst Pfeilern nach der ganzen Länge des Mittelschiffes vom Thurm bis zum Querschiff vollständig aufgebaut und mit der Deckschicht versehen. Auf der Nordseite wurden die Arbeiten über den Seitenschiffen kräftig fortgesetzt, namentlich die

sämmtlichen steinernen Wasserrinnen, sowie die Strebepfeiler von den Gewölbekesseln bis über das nunmehr aufzulegende Dach hinaufgeführt. Das Steinwerk des grossen Fensters, welches den nördlichen Kreuzgiebel mit dem Querschiff in Zusammenhang bringt, wurde im Sommer 1846 aufgebaut. Mit Ende dieses Jahres waren die Nebenschiffe auf beiden Seiten vollendet, und über ihren Dächern erhob sich schon das Mittelschiff bis zur Oberkante der mittleren Chorgalerie bis zu einer Gesammthöhe von 84 Fuss. Eine wackere, gleichmässige Förderung des grossen Werkes brachte es dahin, dass im Sommer 1848 die beiden Portale, sowie die Umfassungsmauern des Lang- und Querschiffes bis zur Höhe des ebenfalls eingespannten Nothdaches vollendet waren, und am 14. August, bei der 600jährigen Jubelfeier der ersten Grundsteinlegung, die weiten Hallen des Langhauses dem Gottesdienste übergeben werden konnten.

Eine grosse Gefahr drohte der Fortsetzung des Baues in Folge der traurigen, veränderten Zeitverhältnisse des genannten Jahres. „Wegen Fortsetzung des Dombaues selbst,“ schrieb Boisserée am 5. Juli an den Generaldirektor von Olfers, „ist Zwirner in grösster Besorgniss, da die königlichen Gelder nächstens erschöpft sind, und die seit drei Wochen in Köln veranstaltete Sammlung, obwohl sie über Erwartung gut ausgefallen, das Werk nur bis zur Mitte September im Gang erhalten kann. In Baiern, wo ich letzthin angefragt, ist der bei dem Verein vorrätliche Ueberschuss früherer Sammlungen von keiner Bedeutung. Aber es wäre ein grosser Jammer, wenn man gerade zur Feier des Jahresgedächtnisses der Grundsteinlegung die nahe Einstellung des Baues verkündigen, vierhundert geschickte Bauleute in dieser Zeit der Noth entlassen, alle die schönen, kostbaren Bauanstalten, Werkstätten u. s. w. dem Verfall übergeben müsste. Es handelt sich jetzt beim Dombau nicht mehr allein um Kunst- und Alterthumsliebe und um poëtischen Patriotismus, sondern es ist nun auch eine Sache der Noth und des allerrealsten, auf das reine Bedürfniss gestellten Patriotismus geworden. Ihnen brauche ich nichts weiter zu sagen, ich weiss, wie sehr Sie diesen Gegenstand aus dem einen und dem andern Gesichtspunkt zu Herzen nehmen.“

Nur mit unsäglicher Mühe gelang es, der drohenden Baustockung vorzubeugen und die Bauhütte in Thätigkeit zu halten. Allmählich kehrte die Begeisterung zurück, und die Beiträge

flossen wieder reichlich. Gegen Ende des Jahres 1849 war das ganze Südportal mit seinem schlanken Stabwerk, seinen zierlichen Krönungen und seinen zahlreichen Fialen planmässig vollendet; zur selben Zeit war das Nordportal bis zu einer Höhe von 105 Fuss gefördert. Auf der Westseite des Langschiffes war der südöstliche Eckpfeiler des nördlichen Thurmes um 62 Fuss erhöht und hierauf der die beiden Thürme verbindende Hauptbogen, welcher in der Höhe des Chorgewölbes das Langschiff von der zwischen den Thürmen befindlichen Vorhalle trennen sollte, geschlagen worden. Es war der Zeitpunkt eingetreten, wo der Bau rascher in die Höhe stieg, und darum der erfreuliche Fortschritt immer mehr in die Augen fiel. In der ersten Hälfte des Jahres 1850 wurde auf der Südseite des Domes gleich nach Vollendung der Baugerüste mit Fortsetzung der Haustein-Arbeiten an der Kreuzgiebelmauer vorgeritten und die Erhöhung der Eckpfeiler bis auf 125 Fuss gefördert. Das dazwischen befindliche grosse Giebelfenster wurde im Stabwerk aufgebaut, und es wurde mit der Aufrichtung seines Spitzbogenwerkes begonnen. Am südlichen Querschiff, wie auch am südlichen Langschiff, wurden sämtliche Fensterpfeiler bis zu den Kapitälern aufgebaut, welche den Gewölb-Gurtbogen zum Auflager dienen sollten. Auf der Westseite des Domes erfolgte der weitere Aufbau des südöstlichen Pfeilers am nördlichen Hauptthurm, sowie die Einwölbung der Entlastungsbögen über dem nach dem südlichen Thurm hinübergeführten Haupt-Gurtbogen. Am 14. Mai 1850 wurde der erste Stein für den Fortbau des nördlichen Hauptthurmes am westlichen Haupteingange gelegt. In der zweiten Hälfte des genannten Jahres erreichte der südliche Kreuzgiebel diejenige Höhe, welche zur Aufnahme des Dachgesimses nöthig war. Das Ganze gewährte in seiner Gesamthöhe von 148 Fuss einen imposanten Anblick, der durch das reiche Fensterwerk und die im reinsten Stile durchgebildeten, mit kleinen Giebelfronten und Fialen besetzten Pfeilergruppen einen eigenthümlichen Reiz gewährten. Die Fensterpfeiler des Lang- und Querschiffes stiegen bis zum Anfang der Gewölbgurte auf 106 Fuss und wurden mit den sie unterstützenden Blätter-Kapitälern abgeschlossen. An der Westseite wurde der Verbindungsbogen zwischen dem Hauptschiff und den Thürmen vollendet und in gleicher Höhe mit diesen abgedeckt. Die Fensterpfeiler am nördlichen Querschiff, sowie die am Langschiff, wurden in der-

selben Höhe wie auf der Südseite aufgeführt. Bis Ende des Jahres 1851 stieg auf der Südseite des Domes der Kreuzgiebel des Querschiffes bis auf die Höhe des Dachgebälkes und wurde mit dem reichen Blätter-Kranz-Gesimse abgedeckt und vollendet. Am Langschiffe wurden die südlichen Fensterpfeiler mit den Gewölbanfängen und kunstreichen Strebebogen-Anschlussstücken nebst Säulen bis zu einer Höhe von 130 Fuss aufgebaut. An der Westseite kamen die beiden innern Thurmpfeiler bis zu den Auflagern der Gurtbögen zur Vollendung. Auf der Nordseite erreichte der Kreuzgiebel ebenfalls die Höhe des südlichen. Nach einer noch nicht zehnjährigen Bau- thätigkeit sah man im Innern von den Thürmen bis zum Hochchor den Grundriss der ganzen Kirche nach dem ursprünglichen Plane hergestellt, die äussern Umfassungsmauern mit den Gewölben und sämtlichen Seitenschiffen von 62 Fuss lichter Höhe vollständig ausgebaut, und den älteren Glasmalereien des Nordschiffes gegenüber prangten auf der Südseite die kunstreichen neuen Glasgemälde des Münchener königlichen Glasmaler-Institutes. Der Dombaumeister förderte das grosse Werk in der Weise, dass im Jahre 1854 sämtliche Umfassungsmauern im Lang- und Querschiff vollendet dastanden und am 3. Oktober des folgenden Jahres der Dachgiebel des neuen Südportales in Gegenwart des königlichen Protektors mit der Kreuzblume geschlossen werden konnte. Im Anfang des Jahres 1855 wurden auf der Südseite im Querschiff die Fialen über der obern Dachgalerie und die Kreuzblumen über den Wimbergen daselbst errichtet. Auf der Nordseite wurden die noch fehlenden Einzelheiten in den Krönungsverzierungen eingesetzt und die nordöstliche Flügel- mauer neben dem hohen Chor aufgeführt. Der Hauptbau des Lang- und Querschiffes war so in seinen Umfassungsmauern bis zum Dach- stuhl vollendet, und es fehlten nur noch die Gewölbe mit den zu ihrer Stütze erforderlichen äussern Strebewänden. Die hochaufstei- genden Baumassen, aus zierlich gemeisselten Steinen kunstreich zu- sammengefügt, füllten nunmehr die grosse Lücke, welche zwischen dem hohen Chor und dem westlichen Thurme während eines halben Jahrhunderts bestanden hatte. Am 6. Dezember wurde die oberste Kreuzblume auf dem Nordportal errichtet und hiermit auch dieser Prachtbau ganz in derselben Weise und Grösse wie das Südportal vollendet. Diese grossartigen Prachtbauten in ihrem reichen Ge- wande architektonischer Gliederungen und Ornamente von der Sohle

bis zur höchsten Spitze der Kreuzblume traten nun dem Blicke des Beschauers in ihrer ganzen überwältigenden Pracht und Grossartigkeit entgegen.

Von Aussen erhielt der eigentliche Rumpf der Kirche seine Vollendung durch Aufführung des Mittelthurmes auf der Vierung und die Eindeckung des eisernen Dachgerüsts über dem Lang- und Querschiffe des Domes. Lange hatte man geschwankt, ob überhaupt ein Mittelthurm, als ein integrierender Theil zum Profil des grossen Ganzen gehörig, über der Kreuz-Vierung als deren organischer Ausläufer errichtet werden solle. Diese Frage wurde endlich vom architektonisch-ästhetischen Standpunkt aus und mit Rücksicht auf die Analogie ähnlicher Bauwerke aus derselben Kunstepoche bejahend entschieden. Zugleich wurde trotz des entschiedenen Abrathens bedeutender Autoritäten beschlossen, den fraglichen Thurm aus Eisen zu konstruiren und in Verbindung mit demselben die neue Dach-Construction über dem Lang- und Querschiff ebenfalls in Eisen auszuführen. Die zusammen eine Länge von 720 Fuss messenden Dachflächen der drei Kirchenschiffe erhielten eine Bleideckung von circa 37,000 Quadratfuss, deren Kosten grösstentheils aus dem Seitens der Stadt Köln geleisteten ausserordentlichen Beitrage von 15,000 Thlrn. bestritten wurden.

Bei der Anlage des nördlichen Thurmes projektirte Zwirner die Construction der Treppe, ganz abweichend von dem Muster des südlichen Thurmes, als eine Spirale in dem nordwestlichen Eckpfeiler. Eine Anzahl von Dombaufreunden, namentlich Aug. Reichensperger, erhoben entschiedenen Einspruch gegen diese Abweichung vom ursprünglichen Bauplan, und in der Dombau-Vereins-Vorstands-Sitzung vom 18. November 1856 brachte Reichensperger den Antrag ein, „der Vorstand wolle geeigneten Ortes Verwahrung dagegen einlegen, dass bei dem Bau des nördlichen Domthurmes von dem ursprünglichen Plane abgewichen werde.“ Dieser Antrag erhielt nicht die Majorität, und die Arbeiten am Nordthurm wurden mit Genehmigung des Königs nach Massgabe des Zwirner'schen Planes fortgesetzt. Sie wurden bis zum Jahre 1860 so weit gefördert, dass durch diesen Thurm das nach dieser Seite noch nicht gesicherte Langschiff verstrebt wurde, um die vorzunehmende Wölbung des Mittelschiffs unwandelbar zu erhalten. Im Sommer des Jahres 1860 war die Dachkonstruktion über dem Lang- und Querschiffe vollendet und

ebenso im Herbst der im Transsept aus den Dachflächen entspringende eiserne Dachreiter. Dieser mit Zink bekleidete und verzierte Mittelthurm hat einen Durchmesser von 28 Fuss und erreicht vom Boden der Kirche eine Höhe von 350 Fuss. Am 15. Oktober, dem Geburtstage des für den Dom so warm begeisterten Königs Friedrich Wilhelm IV., setzte der Baumeister den vergoldeten Morgenstern auf der Spitze dieses kühnen Mittelthurmes auf. Es war dies das letzte Mal, dass Zwirner das Werk, dessen Vollendung der sehnlichste Wunsch seines Lebens gewesen, überschauen sollte. Am 22. September 1861, noch nicht drei viertel Jahre nach dem Hinscheiden des Königs, wurde er von dem Werke, an dem er 28 Jahre lang mit so bewundernswerther Energie und Umsicht gearbeitet, durch den Tod abberufen. An Zwirner's Stelle wurde der seit 1854 am Dom beschäftigte Baumeister, jetzige königlich preussische Baurath Karl Eduard Richard Voigtel zum Dombaumeister ernannt. Unter seiner Leitung wurden nach Vollendung der Strebesysteme und Gratbogen das Langschiff und die Querschiffe eingewölbt, das grosse Transsept fertig gebaut, die Fenster des Langschiffes und der Querschiffe verglast, das Nothdach und die anderen Hilfskonstruktionen entfernt, die Scheidemauer von dem Hochchore niedergelegt und der ganze gewaltige imposante innere Kirchenraum bis zur Thurmhalle völlig fertig gestellt. Hiermit war ein Hauptabschnitt in der Geschichte des Kölner Domes abgeschlossen. Die bis dahin aufgewendeten Kosten, von denen mehr als die Hälfte auf Königliche, der Rest auf Dombauvereins-Rechnung kam, belief sich seit Beginn der Thätigkeit des Dombauvereins auf 2,220,000 Thaler.

Der 15. Oktober des Jahres 1863, der Geburtstag des ersten Protektors, des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV., wurde gewählt, um in einer würdigen Feier die Freude über die Erreichung dieses so lang und heiss ersehnten Zieles kund zu geben, den Höchsten zu preisen für den Schutz, den er dem grossen Werke zugewendet, und Allen, welche sich in irgend einer Weise um dieses Nationalwerk verdient gemacht, den gebührenden Dank auszusprechen.

Die glänzenden Ergebnisse, welche eine einundzwanzigjährige Bauthätigkeit geliefert, gaben der Ausdauer, Energie und Opferwilligkeit, womit die Sache des Dombaues betrieben worden, das

glänzendste Zeugnis. Diese Ergebnisse trugen in sich selbst die Bürgschaft, dass im Verlauf von weniger als zwei Decennien der herrliche Wunderbau mit den Schlussblumen auf den beiden Thurmspitzen werde gekrönt werden, und dass der Dom in seiner ganzen Vollendung strahlen werde, wenn nur der Eifer und die Opferwilligkeit nicht erkalten und keine unvorhergesehenen Störungen dem Weiterbau hemmend in den Weg treten.

König Wilhelm I. zeigte sich nicht weniger als sein verstorbener Bruder für den Dombau günstig gestimmt. Unter dem 20. Februar 1861 nahm er das Protektorat über den Dombauverein bereitwilligst an. »Wie mein in Gott ruhender Herr Bruder, des hochseligen Königs Majestät«, schrieb er, »dem Ausbau des Domes zu Köln unausgesetzt eine lebhafteste Theilnahme zuwandte, so habe auch ich demselben immer schon ein reges Interesse gewidmet und nehme daher das Protektorat über den Central-Dombauverein hierdurch gern an, mit dem Wunsche, dass derselbe, in dem hohen Geist und Sinne seines erhabenen Schutzherrn fortwirkend, in nicht zu ferner Frist sein grosses und schönes Ziel erreichen möge.« Noch zu Lebzeiten seines königlichen Bruders bewährte er sich durch die That als einen freigebigen Dombaufreund. Auf seine Kosten liess er von der Künstlerhand des Dombildhauers Professor Christian Mohr die plastische Ausschmückung des Südportals ausführen. Es lag ihm daran, zur Förderung des grossen Werkes Alles zu thun, was in seinen Kräften stand. Darum ertheilte er im Jahre 1863 bei seiner Anwesenheit in Köln seine Genehmigung zur Veranstaltung einer lotterietartigen Collecte zur Vollendung der beiden Thürme. Nachdem der erste Versuch solcher Collecte günstig ausgefallen war, wurde die Genehmigung der Dombau-Lotterie auf weitere acht Jahre ertheilt und hierdurch die Möglichkeit geboten, den Riesenbau der beiden Thürme bis zu den Kreuzblumen in einem möglichst kurzen Zeitraume auszuführen. Bei der bedeutenden Vermehrung der Baumittel und bei der Concentrirung der gesammten Bauthätigkeit auf einen Punkt konnte das Werk rasch gefördert werden, und schneller, als man hoffen zu dürfen geglaubt hatte, stiegen die kolossalen Steinmassen des Nordthurms in die Höhe. Am Tage der 25jährigen Jubelfeier des Bestehens und Wirkens des Central-Dombauvereins, am 4. September 1867, konnte in Gegenwart des Kronprinzen die Schlussfiale auf den grossen Wimberg über dem Haupt-

eingänge der Westfaçade gesetzt werden, und es erhielt hiermit das Hauptportal der Domkirche, dessen Gewölbeschlussstein König Friedrich Wilhelm IV. am 15. Juni 1852 eingefügt hatte, seinen architektonischen Abschluss. Bis zu dieser Zeit berechnete sich die Gesamteinnahme des Dombauvereins auf die Summe von 1,081,686 Thalern 16 Sgr. 2 Pf., und der Zuschuss des Staates auf 1,250,000 Thlr. Es kam demnach durchschnittlich auf das Jahr eine Verwendung von 93,000 Thlrn. Im Jahre 1868 kam bei einem Arbeiterpersonal von 520 Werkleuten die Summe von 180,000 Thlrn., im Jahre 1869 von 244,566 Thlrn. zur Verausgabung. Die Zahl der in den Bauhütten beschäftigten Steinmetzen betrug etwa 330 Mann. Die Hauptthätigkeit war auf den Aufbau des nördlichen Thurmes gerichtet, und kamen namentlich die Wölbungen der acht Fenster der zweiten Thurm-Etage, die Wimbergsanfänge daselbst und der Blumenfries unter dem grossen Hauptgesimse, dann die reich verzierten Fensterwimberge des ersten Thurmgeschosses, die Galerien und Filialen zur Vollendung. Bis zum Anfang des Jahres 1869 war der Nordthurm bis zu einer Höhe von 150 Fuss allseitig vollendet.

Die Vorbereitungen zum Weiterbau des Südthurmes, der in seinen Umfassungsmauern bis zu 160 und in einem Eckpfeiler bis zu 180 Fuss aufgeführt war, bedingte die Niederlegung des seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf diesem Mauertorso stehenden Krahnens. Ehe der Fortbau in Angriff genommen werden konnte, musste der obere stark verwitterte, aus schlechtem Gestein bestehende Theil bis zum zweiten Hauptgesims abgetragen werden. Nachdem dieses geschehen, wurden die massiven Umfassungswände bis zur Höhe der Fensterverdachungen wieder aufgeführt. Im Laufe des Jahres 1869 wurde der Bau des Nordthurmes bis zu einer Höhe von 175 Fuss gefördert. Im Frühjahr 1870 wurden die Fensterwimberge der dritten Etage an der Nord- und Westseite aufgesetzt. Von 1864 bis 1870 kamen für den Ausbau der Thürme 725,249 Thlr. 18 Sgr. 1 Pfg. zur Verwendung. Im Innern der beiden Thürme zeigt sich schon in einer reich gegliederten Profilierung der Uebergang aus dem Viereck in das Achteck. Hiermit ist aber noch nicht angegeben, auf welche Weise sich beim Weiterbau der Thürme deren Kern von Stockwerk zu Stockwerk aufbauen soll. Wenn die ganze Thurmanlage in der Weise durchgeführt wird, wie die in Berlin

ingereichten Pläne besagen, steht zu erwarten, dass das Urtheil der Nachwelt über Diejenigen, welchen die Entscheidung über die wichtigsten Fragen des Dombaues zustand, ein ungünstiges und verdammendes sein wird. Der Erzbischof sowohl wie das königliche Ministerium ist von einem kompetenten Sachverständigen rechtzeitig auf das Verwerfliche des dombaumeisterlichen Projektes hingewiesen worden. Herr Franz Schmitz, der sich erlaubt hat, den genannten Behörden diesen Wink in besonderen Zuschriften zu geben, hat es aber auch nicht unterlassen, Mittel und Wege anzugeben, wie die Frage über den Ausbau der Domthürme in richtiger Weise gelöst werden kann. Eine Antwort auf dieses Anerbieten ist von keiner Seite erfolgt. In seinem Domwerke wird Herr Schmitz Gelegenheit nehmen, seinen Vorschlag durch Zeichnungen zu erläutern, und allen Fachmännern wird hierdurch die Möglichkeit geboten werden, sich ein selbstständiges Urtheil über diese wichtige Angelegenheit zu bilden.

Zunächst wird jetzt mit dem Ausbau des grossen Mittelfensters über dem Hauptportal vorgegangen werden müssen. Nach Massgabe des Originalplanes wie der vorfindlichen Ansätze muss dieses Fenster gleich allen andern Fenstern der Thürme mit doppeltem Sprossenwerk construiert werden. Der Dombaumeister hatte die Absicht, von der ursprünglichen Anlage abzuweichen und statt des Doppelfensters die Fenster mit einfachem Sprossenwerk einsetzen zu lassen. Das genannte grosse Mittelfenster soll ein monumental gehaltenes, vom Kronprinzen gestiftetes Glasgemälde aufnehmen. Im Interesse dieser gewaltigen Bildfläche liegt es, dass dieselbe durch einen steten Wechsel von Licht und Schatten zu gutem Effekt gebracht wird. Ein solcher Wechsel von Licht und Schatten wird aber am besten durch das hinter dem Farbenfenster stehende Sprossenwerk des unverglasten äussern Fensters erzielt. Andere Gründe für die Beibehaltung des alten, doppeltes Masswerk fordernden Planes sind in verschiedenen Kunst- und Tagesblättern eines Breitem entwickelt worden. Der Bauherr, Erzbischof und Domkapitel, hat sich entschieden gegen die Anlage eines einfachen Fensters ausgesprochen, und es steht zu erwarten, dass der Dombaumeister wird genöthiget werden, auf seinen Widerstand gegen die Anlage eines Doppelfensters zu verzichten, endlich den ruinenhaften Zustand zwischen den beiden Thürmen zu beseitigen und mit der Ein-

setzung der Leibung und des Maasswerkes für das Doppelfenster zu beginnen.

Durch den im Frühjahr 1870 vollendeten Neubau der Sakristei hat der Dombaumeister in einer schwer zu verantwortenden Weise die ursprüngliche Bauanlage abgeändert oder vielmehr vernichtet. So wenig im Detail wie im Ensemble hat dieser Bau bei dem gewöhnlichen Beschauer und bei dem strengen Kritiker Gnade finden können.

Schenkungen und Vermächtnisse, welche dem Dom sowohl zum Zwecke der Fortsetzung des Aussenbaues, wie für die innere und äussere Ausschmückung zuzugingen, mehrten sich in dem Maasse, in welchem das grosse, wundervolle Werk seiner Vollendung näher rückte. Ausser beim Preussischen Königspaare fand die Dombausache die lebhafteste Theilnahme bei dem Prinzen von Preussen, des jetzigen Königs Majestät, welcher, wie schon bemerkt, der Dombauvereins-Kasse 10,000 Thlr. für die Bildwerke an den Eingangshallen des Südportales zuwies und später das grosse Fenster über dem Südportal auf eigene Kosten anfertigen liess. Auch die Prinzessin von Preussen, die jetzige Königin Augusta, und der Kronprinz bewiesen durch die That, dass sie ein warmes Herz für den Kölner Wunderbau haben. Nicht weniger erwiesen sich eine lange Reihe von andern Personen hohen und niedern, geistlichen und weltlichen Standes als freigebige Wohlthäter des Domes.

Die Stadt Köln konnte nicht zurückbleiben, wo es galt, den Ausbau des Gotteshauses zu fördern, in welchem die städtischen Schutzheiligen ruhen, und sich an der Ausschmückung und Vollendung der Perle aller Deutschen Kirchen, des edelsten Kleinods deutscher Baukunst, zu betheiligen. Nachdem sie durch Stiftung eines eigenen Fensters, durch Erlass eines grossen Theiles der jährlichen Hafengebühren, durch bedeutende Beiträge zum Ankauf des im Interesse des Domes niedergelegten Lagerhauses auf dem Domhofe und des Krakamp'schen Hauses am Domkloster, durch Schenkung von 15,000 Thalern für die Bleibedachung und durch bedeutende Zuschüsse zu den einzelnen Dombaufenstern von ihrem lebhaften Interesse für die Sache des Dombaues rühmliches Zeugnis abgelegt hatte, da entschloss sie sich zu einem Opfer von mehr als 50,000 Thalern, um die allseitige Freistellung des Domes zu ermöglichen. Schon in den vierziger Jahren war damit begonnen worden, die An-

und Einbauten, wodurch der Dom eingeengt und verunstaltet worden, niederzureissen. So waren namentlich an der Nordseite die Kirche zum Pesch und das Kapitelhaus, neben und in dem Nordthurm die Küsterwohnungen, an der Südseite die Seminarkirche, das ehemalige hohe Gericht, zwei Vikariehäuser, ein Zins- und ein Lagerhaus abgebrochen worden. Es erübrigte noch an der Nordseite die alte Dompastorat, das Verwaltungsgebäude der Colonia und ein der Köln-Mindener Eisenbahn zugehöriges altes Haus und endlich auf dem Domhofe das alte erzbischöfliche Seminar, später Local der Schulverwaltung, niederzulegen. Dem Ernst und Takt des damaligen Oberbürgermeisters Herrn Geheimen Regierungsraths Stupp gelang es, die desfallsigen schwierigen Unterhandlungen zum glücklichen Ziele zu führen, und nachdem die Colonia, die Köln-Mindener Eisenbahn und das Domcapitel ihre Realitäten an die Stadt abgetreten, wurde von dieser Seite das Schulverwaltungsgebäude zum Abbruch käuflich erworben, und nach der Niederlegung desselben war von allen Seiten ein freier, ungehinderter Anblick der herrlichen Domkirche ermöglicht.

Wohl kein monumentales Bauwerk gibt es, welches in dem Maasse, wie der Kölner Dom, im Mittelalter einen nachhaltigen Einfluss auf die Hebung und Entwicklung einer nach festen Grundsätzen und bestimmten Gesetzen sich bewegenden Kunstfertigkeit ausgeübt hätte und auch in der Gegenwart wieder ausübt. Die Bauhütte des Domes, in der Hunderten von Steinmetzen die Behandlung der mannigfachen Formen der Domarchitektur geläufig wurde, nahm den Charakter einer Bauschule an, die nach allen Richtungen Deutschlands eine Menge formgewandter Schüler aussandte, den Kreis ihrer Adepten immer weiter zog und Werkmeister, Steinmetzen, Goldarbeiter, Holzschnitzler, Schmiede und andere Handwerker in die Geheimnisse der gothischen Bauweise einweihte. Die durchgebildete Formenschönheit, wodurch sich der Dom in seiner ganzen Erscheinung wie in allen einzelnen Details auszeichnet, charakterisirt sich durch alle Erzeugnisse der Architektur und Kleinkunst, welche unter dem unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss der Dombauhütte geschaffen wurden. Die Bauhütte des Domes, die sich unter Leitung des Domwerkmeisters zu einer eigenen, korporativ gegliederten, von der Steinmetzzunft völlig unabhängigen handwerklichen Genossenschaft organisirte, verstand es, ihre Grundsätze und Anschauungen

namentlich bei den Neu- und Reparaturbauten in der Stadt Köln wie in den Nachbargebieten massgebend zu machen. Die Dombauhütte war es vorzüglich, welche die gothische Bauweise in durchaus selbstständiger Weise entwickelte, durch deutschen Geist befruchtete, in charakteristischer Weise weiter bildete und zu der Stufe einer von nationalem Geiste getragenen Bauweise erhob. Die Kölner Schule ging ihren eigenen selbstständigen Weg und schuf bis zu der Zeit, in welcher sie durch die von Italien kommende Renaissance verdrängt wurde, eine Reihe von bauprächtigen Denkmalen, die in ihrer Gesamtanlage wie in ihren Einzelheiten die Signatur eines selbstständigen Sinnens und Schaffens an der Stirne tragen.

Der älteste Bau, der unleugbar den Charakter der Kölner Dombauhütte an der Stirne trägt, ist das Chor des Domes zu Utrecht, welches im Jahre 1254 von einem in Köln gebildeten Meister begonnen wurde. Ein Jahr später wurde vom Grafen Adolf von Berg der erste Stein zur Abteikirche von Altenberg gelegt. Auch das ist ein Bau, zu dem nach Massgabe seiner Grundanlage und seiner Details der Plan nur von einem Schüler des ersten Dombaumeisters entworfen sein kann. Ebenso sind beim Dom zu Metz und bei der Stiftskirche zu Cleve unzweifelhaft Meister thätig gewesen, die in der Kölner Bauhütte gebildet waren. Den Kölner Meister Heinrich von Koldenbach finden wir beim Bau der Katharinenkirche zu Oppenheim. Auch das Chor der Peterskirche zu Soest verräth den Einfluss der Kölner Schule. Beim Thurmbau des Strassburger Münsters erscheint 1365 Johann Hültz aus Köln als Werkmeister; Johann Hültz der Jüngere setzte diesen Bau fort und vollendete ihn 1439; der Kölner Baumeister Johann und dessen Sohn Simon gingen mit dem Bischof Alphons von Burgos nach Spanien, um die Façade und Thürme der Kathedrale von Burgos zu vollenden. Ein Werk derselben Baumeister ist die herrliche Karthaus zu Miraflores. Nach dem Plane des Kölner Domes wurde in verkleinertem Massstabe die Liebfrauenkirche de l'Epine bei Chalons sur Marne erbaut. Bei den um die Mitte des 14. Jahrhunderts erbauten Kirchen zu Kampen waren Kölner Meister thätig, ebenso wurde die Kirche zu Zuydersee von einem Kölner erbaut. Die Baurechnungen der Viktorskirche zu Xanten weisen nach, dass die Hauptarbeiten an diesem Bau von Kölnern ausgeführt wurden.

Nachdem mehr als drei und ein halbes Jahrhundert der Dom-

bau geruht hatte und die Bauhütte geschlossen gewesen, wurde bald nach Beginn der Reparaturarbeiten auch wieder eine Dombauhütte gegründet. Es fehlte dieser Hütte aber nicht mehr als Alles, was erforderlich war, um dieselbe zu einer einflussreichen Pflanzschule für die wieder erwachende gothische Kunst zu machen. Der Gründer dieser Hütte besass nicht die künstlerische Schöpferkraft, die den Geist der Schüler beherrscht und bezaubert, und es fehlte ihm die künstlerische Meisterschaft, die all seinem Schaffen einen bestimmten Charakter aufdrückt, und die geistige Kraft, die seinem Streben und Schaffen allseitige Anerkennung abtrotzt. Besser als Ahlert, verstand es Zwirner, der Dombauhütte den Charakter einer von einem einheitlichen Geiste beseelten und nach einem einheitlichen Ziele strebenden Bauhütte aufzudrücken. Unermüdlich war er in dem Streben, die Bauhütte zu ihrer grossen Aufgabe vorzubereiten und zureichend zu befähigen. Mit scharfem Blick wusste er aus sämtlichen beim Dombau wirkenden Kräften diejenigen herauszufinden, die bei reger Strebsamkeit hinreichende Anlagen besaßen, um sich bald zu höheren Kenntnissen aufzuschwingen und ihm bei der Lösung seiner schwierigen Aufgabe helfend zur Seite zu treten. Er unterzog sich der Mühe, die talentvolleren und fähigeren Mitglieder der Bauhütte nach der Arbeitszeit in der allgemeinen Baulehre, Constructionslehre und Geschichte der Baukunst zu unterrichten. Mehrere Jahre hindurch trug er die Last solcher Lehrthätigkeit, sah seine Mühe aber durch die glänzendsten Erfolge belohnt. In dieser Stellung des Meisters zu den Werkgenossen muss der eigentliche Hebel erkannt werden, der mit verhältnissmässig geringen Mitteln in so kurzer Zeit die Bauhütte auf so hohe Stufe der Blüthe hob, den einzelnen Arbeitern eine so bewundernswerthe Sicherheit in der Behandlung der Formen der Domarchitektur gab und unter sämtlichen Mitgliedern der Bauhütte einen so regen und segensreichen Wetteifer weckte. Die Kölner Bauhütte war der geeignete Platz, wo die verschwommenen Anschauungen über das Wesen der mittelalterlichen Kunst zu einer klaren Auffassung derselben und deren Ziele eingeleitet werden konnten. Vor der Gründung der Kölner Dombauhütte lag die Gefahr nahe, dass die durch die Romantiker, einige Archäologen und verschiedene Architekten, wie Heideloff, Schinkel und andere, geweckte Begeisterung für die mittelalterliche Kunst bald wieder verirauche und ohne

alle erspriessliche Früchte bleibe; diese Gefahr wurde durch Zwirner's und seiner Schüler und Werkgenossen praktische Thätigkeit beseitigt, und die ganze neue Strömung auf dem Gebiete der Kunst wurde durch diese Thätigkeit in eine gesunde Richtung eingewiesen. Die Unklarheit der Archäologen, die Ueberschwänglichkeit der Kunstanschauungen und der so gefährliche Mystizismus, welcher jede freie Kunstentfaltung im Keime zu zerstören droht, fanden hier an einer gesunden, sich ihres Zweckes klar bewussten, grossartigen Bauthätigkeit ihre nothwendige Ergänzung. Für diejenigen, welche mit wirklicher Hingebung beim Kölner Dom in die Lehre gingen, an diesem Riesenbau die Methode der alten Meister bis in die unscheinbarsten Details studirten, sich die Ursachen und Wirkungen auch der eigenthümlichsten architektonischen Wendungen in ihrer wahren Bedeutung klar machten, fanden in der Dombauhütte Gelegenheit, sich mit der eigentlichen Bedeutung und dem wahren Wesen der gothischen Kunst vollständig vertraut zu machen. Die praktische Bauthätigkeit am Kölner Dom war das einzige Mittel, die gothische Kunst dem mystischen Dunkel, in welches dieselbe eingehüllt war, zu entreissen, ihr eigentliches Wesen den Kunstfreunden zu klarem Bewusstsein zu bringen und derselben wieder volle Berechtigung im Leben zu verschaffen. Die Kölner Dombauhütte bildete und entwickelte ihre Kräfte in durchaus selbstständiger und origineller Weise, und einzelne Mitglieder zeigten bald eine Befähigung und baukünstlerische Durchbildung, die jeden in den gewöhnlichen Stagen des Baufaches gebildeten Akademiker in Schatten stellten.

Das kühne und rasche Hervorschiessen hervorragender Talente, wie Friedrich Schmidt und Vincenz Statz, erschreckte den in den hergebrachten Grundsätzen der Beamtenhierarchie befangenen Dombaumeister Zwirner, und er entschloss sich, diese Talente die Schranken, welche ihnen wegen des Mangels bestimmter Examina's gezogen waren, nicht überschreiten zu lassen. Es musste ihm klar geworden sein, dass die wahre Kunst ihre Jünger weniger auf dem Baubüreau als in der Bauhütte sucht und heranbildet, und er hätte Grosses für die Entfaltung und neue Einbürgerung der gothischen Kunst leisten können, wenn er sich in seiner ganzen Stellung und Thätigkeit nach dieser Erfahrung hätte richten, die in seiner Bauhütte zu Geltung kommenden Talente sich frei entwickeln lassen und kräftig unterstützen wollen. Es scheint aber, dass er es nicht

über sich gewinnen konnte, dem gleichsam als Autodidakt vom Arbeiter zu einem hervorragenden Baukünstler aufgestiegenen Mitglied der Bauhütte gleiche Geltung mit dem nach Absolvirung aller Stagen und Prüfungen in regelrechter Form für qualificirt erklärten Baubeamten zuzugestehen. Er sah es gerne, dass die Talente ihre Kenntnisse, ihre Fähigkeiten und ihre Genialität zum Besten des Domes und zur Glorifizirung des Dombaumeisters verwertheten, aber diesen Talenten sollte dauernd das Bewusstsein lebendig erhalten werden, dass ihnen die gesetzliche Beamtenqualifikation abgehe und dass sie in der bürokratischen Ordnung gar keinen Rang einnähmen und hinter jeden qualifizirten, wenn auch noch so unfähigen Bauführer zurücktreten müssten.

Zwirner glaubte nicht zugeben zu dürfen, dass ein sich seiner Kraft und seiner Fähigkeiten klar bewusster Baukünstler sich herausnehme, mit einem von den verschiedenen Examinationskommissionen brevetirten Architekten in die Schranken treten zu wollen. Recht wohl erkannte er, dass die Bauhütte die Stelle war, wo Talent und Genie die Waffen schärften, um gegen den Dünkel der monopolisirten Examinirten in den Kampf zu treten und die Schranke, welche die Bürokratie dem Genie gesetzt, niederzureissen. Er glaubte auf dem Punkte angekommen zu sein, wo er sich entscheiden müsse, ob er für die gerechten Ansprüche des Talentbesitzer Partei ergreifen oder für die Prätensionen des Baubeamtenthums eintreten solle. Für Letzteres entschied er sich und er legte von da ab den Schwerpunkt nicht mehr so sehr in das seitherige schöne Schaffen in der Bauhütte und auf dem Reissboden, als in die geregelte Thätigkeit eines Beamten auf dem Baubüreau. Mehr noch trat der Charakter des Künstlers hinter den des Beamten zurück, als Zwirner 1849 bei der Königlichen Regierung als Regierungs- und Baurath eintrat, 1850 zum Mitglied der technischen Bau-Deputation ernannt wurde und 1853 den Titel eines Geheimen Regierungs- und Baurathes erhielt. Gerade dieser Umschwung in dem Wesen und Wirken Zwirner's trug die Schuld, dass er als technischer Künstler nicht das geleistet hat, was er vermöge seiner Stellung und seiner Fähigkeiten hätte leisten können. Von gothischen Bauwerken hat er ausser einigen unbedeutenderen Kirchenbauten nur die Kirchen zu Remagen, Elberfeld und Mülheim, die Schlosskapelle zu Schwerin, das Schloss des Grafen von Fürstenberg zu Herdringen, das Schloss

Argenfels und das Schloss Moyland erbaut. Je mehr Zwirner sich von seinem früheren thätigen Schaffen in der Bauhütte und auf dem Reissboden zurückzog, desto höher stieg daselbst die Bedeutung und das Ansehen einzelner lediglich durch die praktische Bauthätigkeit zu hoher künstlerischer Durchbildung gekommener Werkleute. Es waren dies namentlich der Werkmeister Vincenz Statz und der Parliir Friederich Schmidt. Keinen Augenblick verkannte Zwirner die hohe Bedeutung, welche diese Männer für den Dombau hatten, und er verstand es sehr wohl, sich Talent und Fähigkeiten derselben zu Nutze zu machen. Er wollte sie aber lediglich als Werkzeuge gebrauchen, und vor allem lag ihm daran, dass sein Ansehen als Dombaumeister durch die vielfach selbstständige und nach eigener Conception arbeitenden Männer nicht in Schatten gestellt werde. Je höher der Ruf von Statz und Schmidt stieg, je mehr das Zutrauen wuchs, womit Private und Corporationen sich an sie wandten, und je zahlreicher die Aufträge wurden, die zur Ausführung von Kirchen- und Privatbauten an sie gelangten, desto eifersüchtiger wurde Zwirner auf die steigende Geltung dieser seiner Schüler, und desto rücksichtsloser hielt er ihnen ihre amtlich und nominell untergeordnete Stellung am Dome in Erinnerung. Vinzenz Statz war im Jahre 1841 in die Dombauhütte und deren Plankammer eingetreten. Nachdem er 1844 sein Zimmermeister- und 1845 sein Maurermeisterexamen gemacht hatte, war er in demselben Jahre 1845 zum Domwerkmeister ernannt und namentlich mit der Ausarbeitung der Pläne zum Fortbau des Domes betraut worden. Zwei Jahre später als Statz war Friedrich Schmidt, der in Schwaben, seinem Heimathland, angeregt von Heideloff, die dortigen gothischen Bauwerke studirt hatte und hierdurch für die gothische Kunst begeistert worden, in die Dombauhütte eingetreten. Empfohlen durch Professor Mauch in Stuttgart, noch mehr aber durch die von ihm gefertigten Aufriss- und Durchschnittzeichnungen der Liebfrauenkirche in Esslingen, hatte er bei Zwirner freundliche Aufnahme gefunden. Zwirner erkannte sofort den goldenen Kern, den der junge Schwabe barg, und es lag ihm daran, dass derselbe sich zu einem ganzen Künstler entwickle. Darum bestand er darauf, dass Schmidt die Künstler-schule von unten auf durchmache und seine Laufbahn als Steinmetze beginne. Es war diess eine harte Probe, diese Zeit schwerer Steinmetzarbeiten, aber noch jetzt dankt es Schmidt seinem verewigten

Meister, dass er ihn diese harte Schule der Arbeit hat durchmachen lassen. Recht bald erkannte der hochbegabte Jüngling, dass er sich von der Richtung, in die er sich durch das Studium der schwäbischen, meist spätgothischen Architekturwerke eingelebt hatte, und die namentlich von Heideloff vertreten war, gänzlich lossagen müsse, und als Steinmetz, wie später als Steinmetzparlir fand er unter Leitung Zwirner's und durch eigenes eifriges Mühen den Weg, auf welchem er die wahren Geheimnisse der Baukunst zu suchen hatte. Seinen Werkgenossen an Intelligenz und innerem Gehalte weit überlegen, ward er bald bei denselben der Gegenstand der Bewunderung und Hochachtung; mit der grössten Aufmerksamkeit lauschten sie seinen Worten, wenn er ihnen die Grundsätze der Kunst, der sie alle dienten, entwickelte und jeden aufforderte, nach höchstmöglicher Vollendung bei der ihm anvertrauten Arbeit zu streben. Bei diesem Verkehr mit seinen Hüttengesellen übte er den wohlthätigsten und segensreichsten Einfluss auf die ganze Bauhütte aus: er weckte bei den Einzelnen einen edlen Wetteifer, pflanzte in alle das Bewusstsein, zu einer auf dem Gebiet der Steinmetzkunst hoch angesehenen Genossenschaft zu gehören, und brachte der Gesammtheit eine ernste Auffassung der hohen Aufgabe bei, welcher sie diene. Er wurde nicht müde, mit feuriger Begeisterung seinen Genossen die einfachen Prinzipien klar zu machen, die bei dem Bau der mittelalterlichen Dome befolgt worden, und sie mit dem Sinn und Geist der alten Steinmetzhütten zu erfüllen. Der einfache Steinparlir war bald die eigentliche Seele des ganzen Dombaues. Mit dem Werkmeister Statz betheiligte er sich in eifrigster Weise an der Ausarbeitung der Pläne zum Fortbau. Wenn auch der Dombaumeister sich selbst gestehen musste, dass er an Statz und Schmidt zwei Kräfte besitze, denen der Dom Unendliches zu verdanken habe, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, solches auch öffentlich auszusprechen und dafür einzutreten, dass diesen hervorragenden Technikern auch die verdiente Anerkennung werde. Statt Anerkennung ward ihnen nur Zurücksetzung, öfters sogar Kränkung. Täglich wurde das Verhältniss zu Zwirner gereizter und zuletzt fast unerträglich. Statz sah sich endlich genöthigt, den Werkmeisterdienst niederzulegen, und er suchte auf dem Wege der Privatpraxis der Kunst, die er am Dom so lieb gewonnen, weiter zu dienen. Sein Einfluss auf die Wendung, welche der Kunstgeschmack in den

letzten 25 Jahren genommen, war ein durchgreifender und nachhaltiger. Diesen Einfluss übte er einestheils als practischer Baumeister durch seine zahlreichen Entwürfe zu Neu- und Restaurationsbauten, dann als Diözesanbaumeister des Erzbisthums Köln, endlich als Lehrer von einer Anzahl tüchtiger Architekten, die den Geist des Meisters durch ganz Deutschland trugen.

Schmidt, der in eifriger Beschäftigung mit seiner Kunst Trost für die vielen ihm zugefügten Kränkungen zu finden wusste, blieb beim Dombau; er rückte in die Stelle des abgegangenen Werkmeisters ein und fertigte fast sämtliche Werkpläne für die Vollendung der Schiffe, der Portale und des Nordthurmes. Sein Ruf war schon längst über die Gränzen der Bauhütte hinausgedrungen, und verschiedene von ihm ausgeführte Bauten, sowie mehrere seiner Konkurrenzarbeiten dienten dazu, seinem Namen auch ausserhalb des Preussischen Staates einen guten Klang zu geben. Schmidt's Bauten, welche die Aufmerksamkeit aller Sachverständigen erregten, waren unter andern eine Kirche zu Crefeld, die Kirche zu Bockum, das Erben'sche Haus in Köln, das Monument für die Oesterreichischen Krieger in Bensberg. Von seinen Konkurrenzentwürfen machten die zum Rathhaus in Trier, zum Rathhaus in Berlin und zur Votivkirche in Wien grosses Aufsehen.

Schon hatte Schmidt sich den Ruf eines der genialsten, talentvollsten und tüchtigsten unter den rheinischen Baumeistern gesichert, als ihm, auf den Auftrag Zwirners, die unterste Stufe der Auszeichnungen für Staats- und Gemeindediener, das allgemeine Ehrenzeichen, ertheilt wurde. In Wien, wo Schmidt bei der Konkurrenz um die Votivkirche das Accessit davongetragen hatte, war die Sache anders: hier wollte man nur den Künstler ohne Rücksicht auf seine zufällige Stellung ehren, und man trug kein Bedenken, dem Kölner Steinmetzparlir Schmidt den Franz-Joseph-Orden zu ertheilen.

Zwirner wusste recht wohl, dass er den Werkmeister Schmidt nicht entbehren konnte; er hätte darum Anlass genug gehabt, demselben auch äusserlich seine Stellung angenehm zu machen und ihn mehr an sich heranzuziehen. Statt dessen aber entschloss er sich zu einer Massnahme, durch welche der Riss zwischen Baumeister und Werkmeister immer mehr erweitert werden musste. Statt den verstorbenen Baucontroleur Wilhelm Schmitz aus den am Dom vorhandenen Kräften zu ersetzen, glaubte er sich an Stelle des Ver-

storbenen einen geprüften Bauführer beigesellen zu sollen, der im Stande sei, seine Last auf dem Baubureau zu erleichtern und ihm in jeder Beziehung als verlässliche Stütze zu dienen. Seine Wahl fiel auf den Bauführer Karl Eduard Richard Voigtel aus Magdeburg, der bis dahin in Dirschau und Posen bei mehreren Wasser- und Hochbauten beschäftigt gewesen und wegen eines Kirchenbaues an den Rhein gekommen war. Durch die Gründung dieses Mittelamtes zwischen dem Werkmeister und dem Dombaumeister wurde die Trennung, die zwischen beiden bestand, noch schärfer markirt, und Schmidt glaubte zu fühlen, dass Zwirner bei der in Rede stehenden Berufung die Absicht gehabt habe, ihn seine geringe Geltung in der Beamtenhierarchie nur noch bitterer als bis dahin fühlen zu lassen. Es musste ihm daran liegen zur endlichen Gründung einer freien und selbstständigen Wirksamkeit die Scheidewand, die ihn vom Staatsbaumeister trennte, niederzureissen und sich die gesetzliche Qualifikation des letztern zu verschaffen. Der fertige Künstler und hervorragende Architekt besass Selbstüberwindung genug, um sich in Gemeinschaft mit den Eleven der Bauakademie der Preussischen Baumeisterprüfung zu unterwerfen. Auf Grund dieses Examens wurde er für befähigt erklärt, das Patent als Privatbaumeister zu erhalten. Hiermit war ihm jede Aussicht, unter den preussischen Baumeistern auch äusserlich sich eine Stellung zu erringen, die mit seinen eminenten Fähigkeiten und Kenntnissen in Einklang stand, abgeschnitten. Darum entschloss er sich, seiner Wirksamkeit am Dom zu entsagen und die ihm angebotene Professur der Architektur in Mailand anzunehmen.

Bei aller Liebe zu der Deutschen Kunst lernte Schmidt sich auch bald für die Schönheiten begeistern, welche die Italienische Kunst bietet. Mit voller Empfänglichkeit erwärmte er sich an der Gluth, welche das Reich der Italienischen Kunst durchzieht. In Mailand begann er die Restauration der Kirche St. Ambrogio und entwarf ausserdem mehrere Restaurationsentwürfe für Kirchen in Vicenza und Venedig. Auch entwarf er einen Campanile für den Dom zu Mailand; diese Zeichnung ist bei den Kriegswirren des Jahres 1859 verloren gegangen. Dieser Krieg bot den Anlass zu Schmidt's Uebersiedelung nach Wien, wo ihm recht bald eine Professur an der Akademie der bildenden Künste und später die Stelle des Dombaumeisters von St. Stephan verliehen wurde.

Nach Schmidt's Abgange wurde die Stelle des Domwerkmeisters dem tüchtigsten Zeichner der Plankammer, dem jungen Architekten Franz Schmitz übertragen. Dieser hatte dieselbe harte Schule der Arbeit durchgemacht wie sein Lehrmeister Schmidt, und während seiner Beschäftigung auf der Zeichenkammer des Werkmeisters hatte er sich als den Künstler und Techniker erprobt, dem der Dombaumeister mit vollem Vertrauen die Entwerfung der noch fehlenden Pläne für den Ausbau der beiden Thürme übertragen konnte. Die Scheidung, die schon während der Thätigkeit Schmidt's zwischen dem eigentlich baukünstlerischen Theile, der seinen Sitz im Arbeitszimmer des Werkmeisters hatte, und dem bloß administrativen, der im Baubüreau lag, bestanden hatte, blieb auch nach Schmidt's Abgange bestehen. Schärfer noch gestaltete sich diese Scheidung nach dem Tode Zwirner's. Voigtel wandte auch nach seiner Ernennung zum Dombaumeister seine Hauptthätigkeit dem Baubüreau und der äussern Dombauverwaltung zu. Er wusste, dass die technische und artistische Seite des Dombaues in guten, zuverlässigen Händen lag, und mit vollem Vertrauen konnte er den Entwurf der weitem Pläne und die Anfertigung der Aufnahmen für den Fortbau dem Werkmeister Schmitz überlassen. Im Mittelalter lag in der Hand des Dombaumeisters (*magister fabricae*) lediglich die Oberaufsicht über den Bau und die Verwaltung der Baukasse, während die eigentlich schöpferische und künstlerische Bauthätigkeit Sache des aus der Bauhütte hervorgegangenen Werkmeisters (*magister operis*) war. Aehnlich gestaltete sich das Verhältniss auch wieder in neuerer Zeit. Franz Schmitz war mit der selbstständigen Ausarbeitung der Domwerkzeichnungen auf Grund der von ihm persönlich besorgten nothwendigen Aufnahmen und Messungen, sowie mit Studien an dem alten Bauwerke selbst betraut. Die Lösung der ästhetischen Aufgabe am Bauwerke war in den Bereich seiner selbständigen Wirksamkeit gegeben, womit die Ueberwachung der speziellen Steinmetztechnik, namentlich in Bezug auf die Reproduction des ornamentalen Details in den Werkhütten, sowie die Arbeiten auf dem Reissboden in engstem Zusammenhang stand. Von den von Schmitz entworfenen Plänen und angefertigten Zeichnungen sind zu nennen: Werkzeichnungen der Fensterwimberge und der Giebel am Süd- und Nordportal und der Treppenthurmendigungen daselbst; eine sieben Fuss grosse Zeichnung des Nordportals; sämtliche Werkzeichnungen über das Strebe-

system der südlichen Lang- und Querschiffe und theilweise die von der Nordseite; Werkzeichnungen des oberen Theiles des nördlichen Thurmes, und Fronte über dem Mitteleingange; Werkzeichnungen zum Weiterbau des nördlichen und südlichen Thurmes im Bereiche des dritten und vierten Stockwerkes.

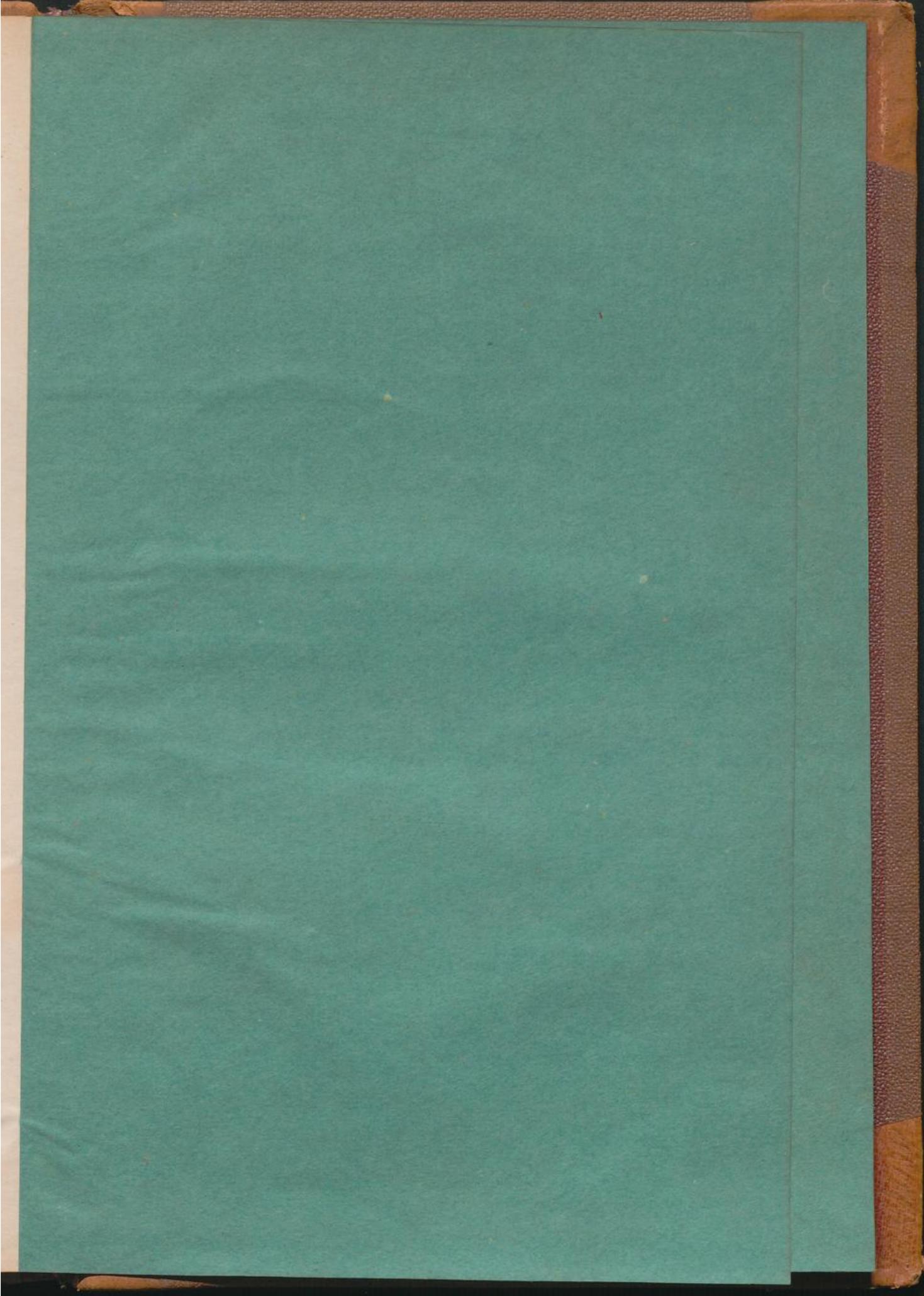
Bei seinen vielen und tiefen Studien am Bauwerk des Kölner Domes überzeugte Schmitz sich von den grossen Mängeln, an welchen die Werke von Moller und Boisserée über dieses Bauwerk leiden. Er glaubte die Kraft und künstlerische Befähigung zu besitzen, welche erforderlich sind, um über den Dom ein architektonisches Werk zu schaffen, welches allen Anforderungen eines geläuterten Kunstgeschmacks im Allgemeinen vollkommen entspricht, auch die weitgehendsten Ansprüche eines durchgebildeten Verständnisses für mittelalterliche Architektur befriedigen kann. Er unternahm es, alle Kunst- und Domfreunde mit einem solchen Werke, das in 150 Blättern erscheinen sollte, zu erfreuen. Bereits waren vier Lieferungen erschienen, als in Folge einer Denuntiation des Dombaumeisters von Seiten des Ministeriums der Befehl erging, gegen ihn das Verfahren wegen Verletzung des Nachdruckgesetzes einzuleiten. Ueber zwei volle Jahre schwebte die Untersuchung in dieser Angelegenheit. Schmitz war sich seines guten Rechtes und seines schliesslichen Sieges so sehr bewusst, dass er keinen Augenblick die Fortsetzung seines Werkes unterbrach. Der Erfolg hat bewiesen, dass sein Vertrauen in vollem Masse gerechtfertigt war. Auf Grund eines eingehenden Gutachtens der zuständigen Sachverständigen - Commission musste die Rathskammer des Kölner Landgerichtes die Aufhebung der gerichtlichen Beschlagnahme sowie die Einstellung jeder Verfolgung des Beschuldigten verfügen.

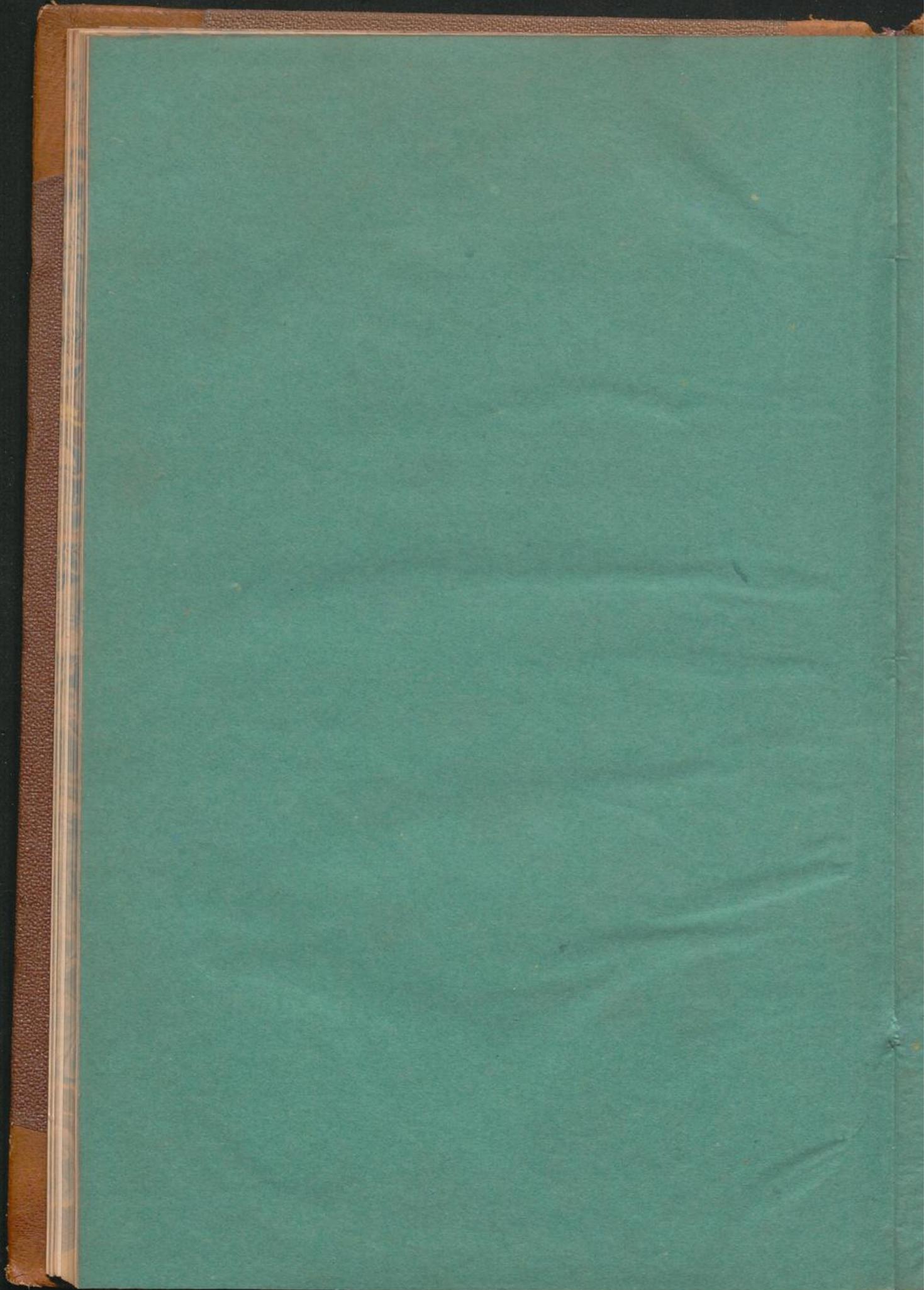
Es liegt weder in unserer Absicht noch in unserer Befugniss, eine Kritik über die Art und Weise zu üben, wie der Dombaumeister das ganze Triebwerk der dem Dombau dienenden Arbeitskräfte zur glücklichen Erfüllung seiner hohen, verantwortungsvollen Aufgabe leitet. Aber das muss hier mit lebhaftem Bedauern ausgesprochen werden, dass von einer eigentlichen Dombauschule, und von einem dem Ganzen durch den Baumeister eingehauchten künstlerischen Geiste sich nirgend ein Anzeichen findet. Schüler des Dombaumeisters, die sich die charakteristische Auffassung und Behandlungsweise des Lehrers angeeignet hätten, mit Aufmerksamkeit dem

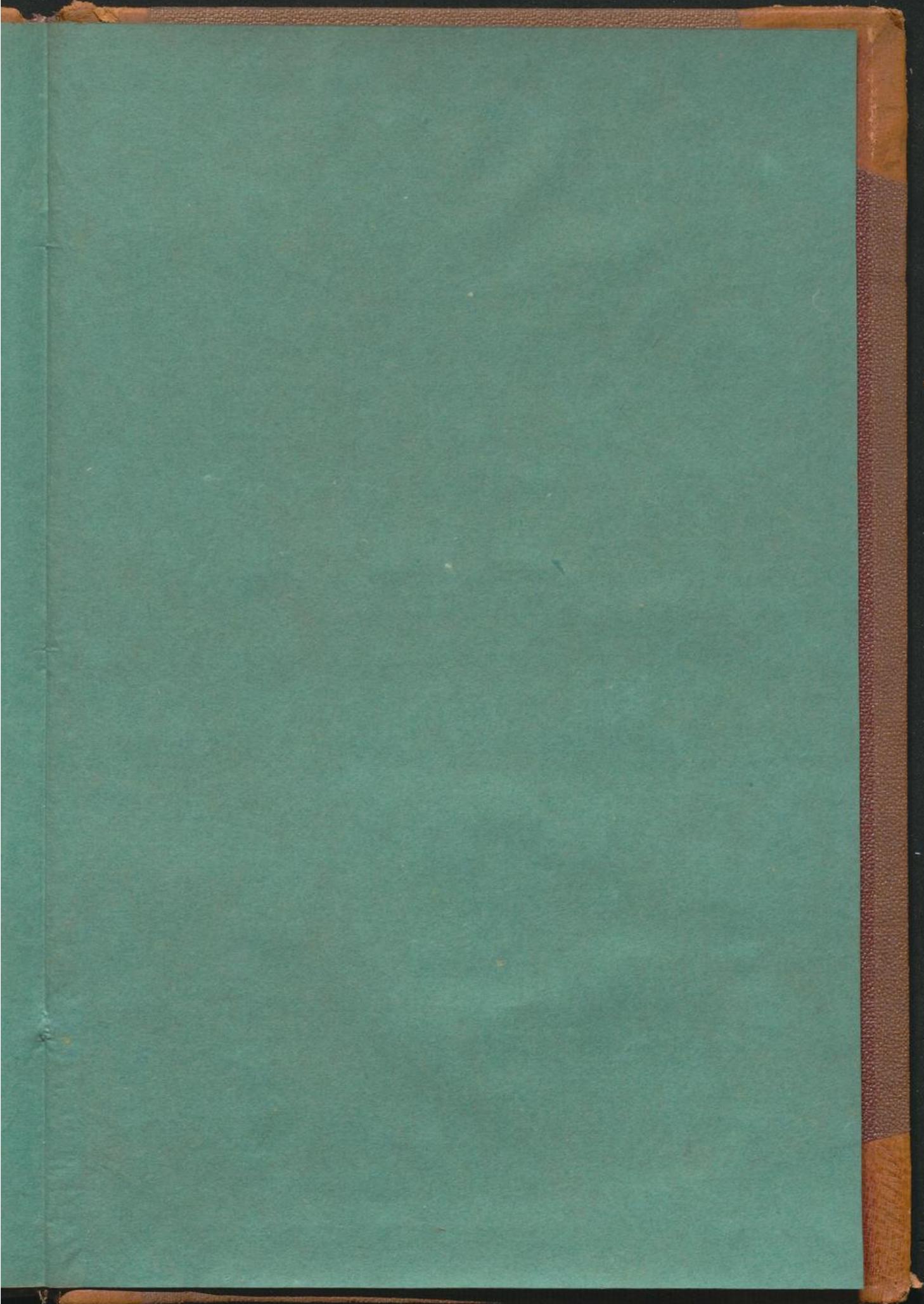
belehrenden Worte lauschten, mit Liebe und Begeisterung an ihrem Führer und Vorbilde hingen und mit freundlichen Erinnerungen den Namen ihres Meisters nach allen Richtungen hinaustrügen, kennt man am Dome nicht mehr: die Bauhütte ist für den Dom und die gothische Kunst nicht mehr das, was sie gewesen ist, und was sie noch sein könnte, eine fruchtbare Pflanzschule für die gothische Kunst. Der Mechanismus, die manuelle Uebung und die technische Fertigkeit sind geblieben, aber der Geist, der dem Ganzen einen so eigenthümlichen Charakter einprägte, ist verschwunden.

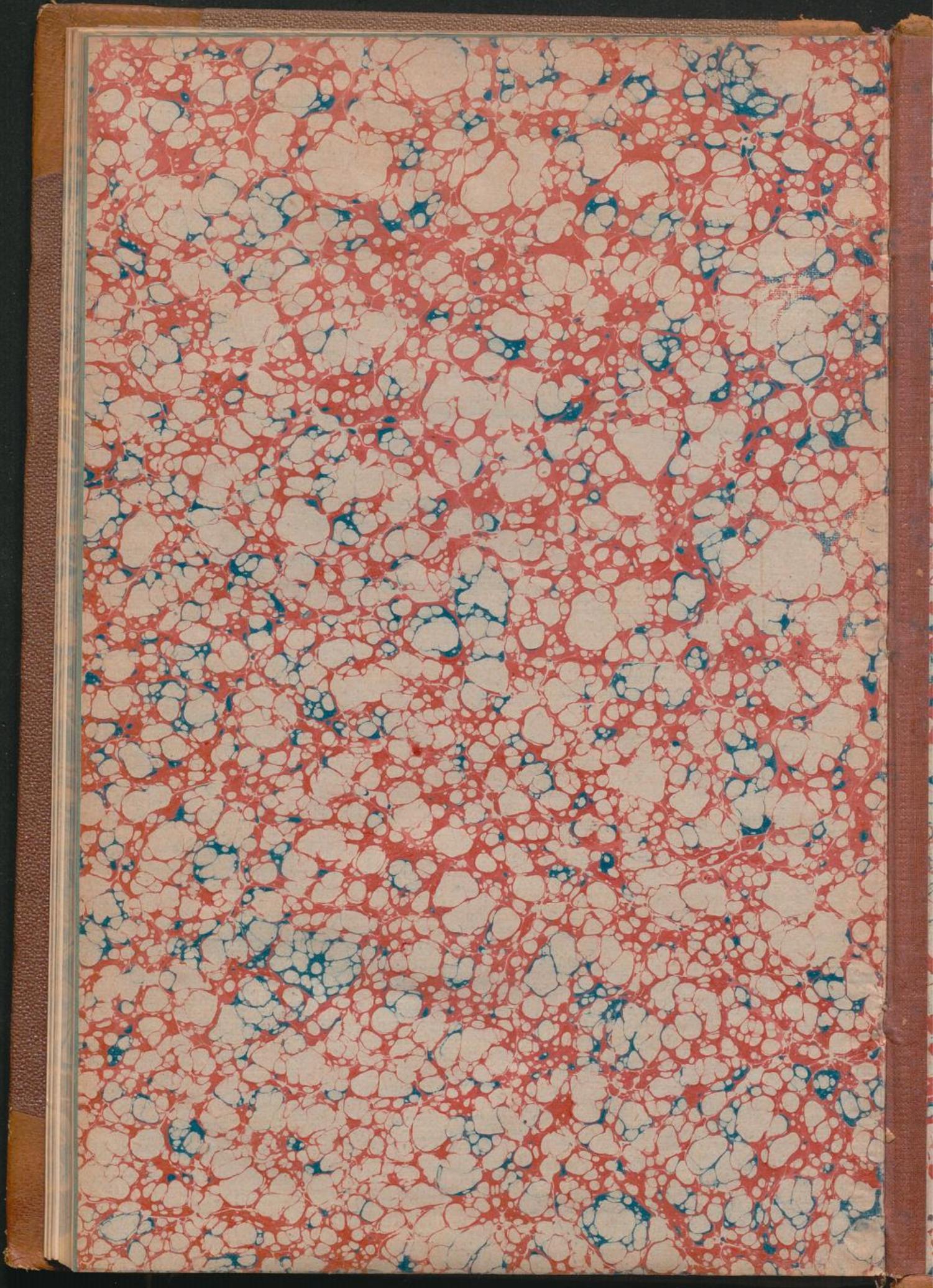
Wenn auch die Dombauhütte vieles von ihrer früheren Bedeutung und Wirksamkeit verloren hat, so ist doch dem Dome selbst sein hervorragender umgestaltender Einfluss auf dem Gebiete der deutschen Kunst geblieben. Wie er seit dem Beginn seiner Restauration der Ausgang für alles Ringen nach Rehabilitirung der deutschen Kunst, der Beginn einer neuen Aera für die Baugeschichte gewesen, so ist er noch heute der Mittelpunkt für alle mit der Gothik zusammenhängenden Bestrebungen. Dem Dom ist es zu verdanken, dass man sich auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst aus der trostlosen Zerfahrenheit und Verkommenheit wieder gerettet hat, zu einer auf gesunden Prinzipien beruhenden Richtung zurückgekehrt ist und die so lange verkannten und verachteten gothischen Formen wieder zu Geltung gekommen sind. Am Dom hat die dem völligen Absterben nahe Kunst sich wieder verjüngt und zu einer frischen, gesunden, fruchtbaren Thätigkeit aufgeschwungen. Vom Dom hat das rüstige Schaffen seinen Impuls erhalten, welches allerwärts neue gothische Kirchen errichtet, die aus dem Mittelalter stammenden Gotteshäuser in stilgerechter Weise restaurirt und sie sämmtlich mit gothischem Mobiliar und gothischen Gefäßen ausrüstet. Der Dom ist der grosse Lehrmeister, der den Glasmaler, den Bildhauer, den Freskomaler, den Dekorationsmaler, den Holzschnitzler, den Goldarbeiter, den Schlosser und den Feinsticker in die Bahn eingewiesen hat, auf welcher er sich von der Stufe eines geistlosen Handwerkers zu der Stellung eines nach gesunden Principien arbeitenden Künstlers aufzuschwingen im Stande ist. Am Dom sind die gothischen Formen auf dem Gebiete der Architektur wie der Kleinkunst wiedergeboren und zu rascher Entwicklung befruchtet worden.

von
Herrn Kollmann.









UB Paderborn



03 M17308

P
06

893

Der Dom zu Köln.

893

598

C
12